J. I. 266.
Const. 6. bC.
Bz
o 14

Püschel sc. L.

Merkwürdige Lebens-Beschreibung Des Herrn Marquis von Argens

Nebst dessen Briefen über verschiedene Materien

aus dem Französischen übersezt.

J. Th. Hoffe[illegible]

Frankfurt und Leipzig, 1749.

Leben
des Herrn Marquis von Argens

Erstes Buch.

Die Begebenheiten, die sich mit mir zugetragen haben, sind so seltsam, und schliesen so auserordentliche Zufälle in sich, daß ich sie aufzuzeichnen Bedenken tragen würde, wenn sie nicht vielen Personen bekannt wären, vor deren Augen sie geschehen sind, oder wenn ich sie dem Drucke bestimmete. Ich bringe sie blos meines Vergnügens halber zu Papiere. Ich bin versichert, daß sie niemals zum Vorschein kommen werden. Nichts hat mich ihnen einen Anstrich zu geben, noch die Wahrheit zu verheelen verbinden können. Ich habe auf eine natürliche Art dasjenige gesaget, was ich bei ziemlich gefährlichen Materien dachte. Dieses ist meines Erachtens diejenige Weise, auf welche zu wünschen wäre, daß jedermann schriebe, und eben dieses beruhiget mich auch in Absicht auf die Wahrheit meiner Erzehlung.

Ich bin zu Aix in Provence aus einem adelichen, und in seiner Provinz ansehnlichem Hause geboren. Ich wurde bei meiner Geburt, so wie es bei mir den meisten ältesten Söhnen gehet, zur Rechtsgelahrheit bestimmet, und vier Brüder die ich hatte, darvon drey Maltheserritter, und der leztere ein Abt war, solten, die erstern im Kriege, und dieser in der Kirche ihr Glück machen.

Der Stand, in den ich treten solte, kam mir entsetzlich für. Ich sahe ihn als das Grab alles Vergnügens an. Das lustige Leben eines Officiers hatte für mich weit anzüglichere Reizungen, als die ängstliche Bemühung eines andern Processe zu besorgen, und beizulegen. Ich entdeckte dieses zum öftern meinem Vater, welcher sich durch mein ungestümes Anhalten mehr ermüden als überzeugen ließ, und mich endlich bei dem Toulousischen Regimente, bei einen meiner Anverwandten unterbrachte. Ich war damals über vierzehn bis funfzehn Jahr nicht alt. Ich betrachtete mich als den glücklichsten Menschen von der Welt, daß ich das Joch hundert verdrießlicher Lehrer abgeschüttelt hatte. Zwey Jahr verflossen in dieser vollkommenen Glückseligkeit. Die Pest, welche damals mein Vaterland verwüstete, schien kaum in meinem Herzen von der Wichtigkeit zu seyn, als das Vergnügen, mich ohne Aufsicht zu befinden. Nachdem die Seuche in der Provence aufgehöret hatte, verlangte mich mein

Va-

Vater zu sehen. Ich begab mich von Straßburg nach Aix. Als ich zu Hause ankam, erfreuten sich meine Eltern, da sie sahen, wie artig ich geworden war. Ich hatte nichts schülerhaftes mehr an mir; zwey Jahr, die ich in Besatzung gelegen, hatten mir die Aufführung eines Stutzers beigebracht. Ich hatte ein zärtlich Herz, war aber dessen nicht anders, als obenhin gewahr worden. Ich liebte überhaupt alles, was man Frauenzimmer nennet, und glaubte zu einer dauerhaften Neigung ganz und gar nicht aufgelegt zu seyn. Bald erfuhr ich das Gegentheil. Ich wurde auf Zeit meines Lebens empfindlich; und diese Leidenschaft hat mich in eine Reyhe von Unglücksfällen gestürzt, davon ich vielleicht das Ende nicht eher, als mit dem Schlusse meines Lebens sehen werde. Zu Aix war fast zu gleicher Zeit mit mir eine Bande Comödianten angekommen. Ich ging zur ersten Vorstellung mit einer Menge junger Leute, welche die Schauspiele liebeten. Man führte die Andromache des Racin auf. Die Actrise, welche die Rolle der Hermione spielte, war eine junge Brünette, die sechzehn oder siebzehen Jahr alt war. Sie hatte einen feinen Wuchs, grose schwarze Augen, eine schöne und rührende Stimme. So aufmerksam als ich auch bei der Vorstellung des Trauerspiels war; so schien mir doch das Stücke matt zu werden, so bald sie vom Schauplatze abtrat. Es wurde mir schwer Empfindungen auseinander zu

wickeln, die mir unbekannt waren. Ich wartete mit Ungedult bis das Stück geendiget war. Ich ging in ihr Zimmerchen. Ich fand solches voller Stutzer vom Lande. Ein mir ungewöhnliches Stillschweigen brachte sie, wie sie mir nachgehends gestanden hat, auf die Gedanken, daß ich eine ziemliche Kenntniß der Welt haben müste. Nachdem ich mit ihr einige Worte gesprochen hatte, ging ich wieder fort. Die ganze Nacht beschäftigte mich das Bild der Silvien. Ich sahe sie ohn Unterlaß. Mich deuchte, daß ich sie reden hörte. Ihre Stimme sowol als ihre Augen waren bis in das innerste meines Herzens gedrungen. Ich erwartete des Tages darauf die Stunde der Comödie mit einer auserordentlichen Ungedult. Endlich schlug es viere. Ich kam zuerst an, und weil ich allein auf dem Saale war, so ging ich in den eingeheizten Verschlag, wo sie schon angekleidet war. In der Vorstellung, die ich mir von einer Comödiantin gemacht hatte, glaubte ich, daß ich eine so schöne Gelegenheit, ihr meine Gedanken zu eröfnen, nicht aus den Händen lassen dürfte. Ich that ihr eine so zärtliche als lange Erklärung. Das Bezeigen der Kaltsinnigkeit, mit welcher sie mich anhörte, stürzte mich in Verzweiflung. Das schlimmste war, daß, da ich mich in schönen Gedanken erschöpft hatte, sie zu mir im lachen sagte: man muß gestehen, daß sie der Himmel in dem Stande hätte sollen geboren werden lassen,

sen, darein er mich gesetzt hat, sie würden ein groser Comödiante seyn. Sie haben iezo vortrefliche Sachen auf die vollkommenste Art vorgetragen. Ich werde sie, wenn es ihnen gefällig ist, mit gleicher Münze bezahlen; denn unsere Profeßion nöthiget uns dergleichen Erklärungen auswendig zu lernen. Als ich der Silvien antworten wolte, trat eine Menge junger ungezogener Leute in den Verschlag. Ich muste an mich halten. Währender Comödie bemühete ich mich der Silvien tausend kleine Gefälligkeiten zu erweisen. Bei der Aufführung ließ ich es beinahe einen Monat bewenden. Ich hatte sie um die Erlaubniß gebeten zu ihr kommen zu dürfen. Sie zog sich mit vieler Klugheit aus dem Handel, unter dem Vorwande, daß sie bei ihrer Mutter wäre, die keinen Besuch annähme, und daß sie nicht über sich Herr wäre. Ich war im höchsten Grad verliebt, und darbei so glücklich gewesen, daß ich es meinen Freunden verschwiegen hatte, unter welchen viele meine Nebenbuhler waren. Die vornehmsten waren der Marquis von Entrecasteaux und der Graf von Limaille. Alle beide machten sich durch ihre Freundlichkeit und Artigkeit liebenswürdig. Der Marquis von Entrecasteaux verknüpfte mit diesen Eigenschaften mehr als eine Million an Gütern. Dieses waren auch die zwey einzigen, die ich befürchtete. Obgleich Silvie eine grose Gleichgültigkeit vor ihre Anbeter hatte, so zitterte ich

doch, für Furcht, es möchte ihr einer gefallen. Sie erwieß mir Höflichkeiten, aber es waren die gewöhnlichen Höflichkeiten, die nichts bedeuten, vornemlich bey einem Herzen, das die Liebe scharfsichtig machet. Ich beschloß, mich völlig zu erklären. Ich sahe nicht, wenn ich mit Silvien redete, daß sich ihre Augen mit Strengigkeit wafneten. Dieses machte mich dreiste. Nur die Gelegenheit mangelte mir. Ich glaubte, daß, wenn ich in die Comödie ginge ehe sie sich noch anfienge, ich sie in ihrem Zimmerchen unterhalten könne. Ich war in der That da; aber vergeblich. Der Marquis von Entrecasteaux und der Graf von Limaille waren mir zuvorgekommen. Ich fand sie an ihrem Putztische. Man muste schon in einen sauren Apfel beissen. Doch wurde es mir schwer mich zu zwingen, und als ich aus ihrem Zimmerchen ging, so sagte sie auf eine sehr verbindliche Art zu mir: Was? sie gehen schon fort, mein Herr? Diese Worte, davon der Thon mich gerühret, hatten mich in eine Art von Verwirrung gesetzt, welche alles das, was ich mit so viel Sorgfalt verbarg, hätte entdecken können, wenn der Graf von Limaille, der im Fortgehen eine Bewegung gemacht hatte, sie nicht auf sich gedeutet hätte. Weil er so verliebt war, als ich; so wurde er von diesem Verweise so bezaubert, daß er ihr auf die allerlächerlichste Art von der Welt das Compliment machte, und nichts mehr sagen konte, als: viel Ehre, Mademoisel-

le, viel Ehre. Diese Entzückung schien so possierlich zu seyn, daß ein ieder überlaut lachte. Die Comödie ging an, und ich verlohr die Hofnung mit Silvien zu sprechen, als mir das Schicksal sie zu Hause zu besuchen ein Mittel an die Hand gab.

Es war schon lange, daß ich einen Vorwand suchte, unter dem ich ihre Mutter besuchen könte. Einsmals wurde sie von Zähnwehtagen beschweret, worüber sie sich sehr beklagte. Ich entschloß mich, mich für einen Arzt auszugeben. Ich sagte ihr, daß ich ein vortrefliches opisches Mittel hätte, welches ich mit ihrer Genehmhaltung mitbringen wolte, wenn ich aus der Comödie käme. Sie dankte mir sehr bei der Versicherung, die ich ihr von ihrer völligen Wiederherstellung gab. Ich war in einer unbeschreiblichen Freude, daß ich das Mittel gefunden hatte, Silvien bei ihrer Mutter zu sehen. Nichts als die Noth wegen des opischen Mittels war noch übrig. Ich hatte nicht nur keine so wunderthätige Arzney. Ich wuste auch nicht einmal einen dergleichen Namen. Ich ging zu dem ersten dem besten Apotheker. Er gab mir eine Salbe, die er mit einem barbarischen Namen beehrte, und ich brachte diese Specerey zu Silviens Mutter. Ich sagte zu ihr, sie solle etwas darvon auf den Zahn und das Zahnfleisch thun. Ich erzehlte ihr tausend wunderbare Curen, die ich gesehen hätte. Sie glaubte mir, und eine Viertelstunde darauf ge-

schahe meinetwegen ein Wunder, es sey nun das Hülfsmittel, oder die Natur, oder die Liebe, die mir günstig seyn wolte, hiervon Ursache. Es wurde ihr um ein merkliches besser. Ich war in gröserer Verwunderung als sie, über die Würkung meines opischen Hülfmittels. Ich hätte gerne gesehen, daß ihre Genesung nicht so schleunigst erfolget wäre. Ich machte mir Rechnung, daß ich unter dem Vorwande ihrer Unpäßlichkeit viele Tage zu ihr kommen würde. Zum guten Glücke hatte ich der Zuflucht nicht nöthig. Sie war mit dem Dienste, den ich ihr erwiesen hatte, so zufrieden, daß, da ich sie um die Erlaubniß gebeten hatte, sie morgen zu besuchen, und mich nach ihren Umständen zu erkundigen, sie mir antwortete, daß es bei mir stünde, ihr, so oft ich wolte, diese Ehre zu erweisen, daß sie ordentlicher Weise keinen Besuch von jungen Leuten annehme, daß aber der Charakter, den sie an mir gefunden hätte, mich von dieser Regel ausnähme. Diejenigen, welche wahrhaftig geliebet haben, werden begreifen, wie gros meine Freude in diesem Augenblick war. Ich wuste sie zu verbergen; aber nicht so vollkommen, daß Silvie sie nicht gewahr worden wäre. Ich glaubte sogar zu bemerken, daß die Erlaubniß, welche mir die Mutter gab, ihr nicht zuwider war. Ich ging nach Hause, in der Absicht, an nichts als Silvien, zu denken. Ich stellete mir für, daß es mir unmöglich wäre nicht einen Augenblick zu finden, da ich ihr

das

das, was ich empfand, sagen könte, indem ich das Mittel hatte, sie zu sehen wenn ich wolte, ohne daß sie von einer Menge überlästiger Personen umgeben wäre. Es ist wahr, daß sie die Mutter nicht aus den Augen ließ. Aber es ging gar nicht an, daß ich nicht eine Minute fände. Doch vergingen acht Tage, ohne daß ich Gelegenheit fand, mit ihr allein zu sprechen. Endlich brach der beglückte Augenblick an. Ich traf sie in dem Zimmer ihrer Mutter nebst ihrer Cammerjungfer an. Sie lernte die Rolle der Junie. Es ist eine Unhöflichkeit, sagte ich zu ihr, sie von etwas abzuhalten. Aber, wenn man von einer Neigung hingerissen wird, die stärker ist, als wir selbst, so ist man zu entschuldigen. Bei dem ernsthaften Thone, sagte sie im lachen, mit dem sie anfangen, wird unsere Unterredung nicht aufgeweckt seyn. Erlauben sie, daß ich meine Mutter rufe, die mit einigen häuslichen Verrichtungen beschäftiget ist. Sie wird solche bald lebhafter machen. Sie sind auch niemals aufgereimt, als wenn sie bei ihr sind. Wie? sagte ich zu ihr, sie beneiden mir also das Vergnügen, ihnen einmal zu sagen, daß ich sie anbete. Ist es denn ein so groses Verbrechen sie zu lieben? Wenn es nicht ein Verbrechen ist, antwortete sie mir, so empfinde ich zum wenigsten, daß ich übel thue, sie anzuhören. Folgen sie mir, lassen sie uns eine Unterredung unterbrechen, die uns allen beiden Gewalt thun würde. Nein, nein, versetzte ich, ich kan mich

län-

länger nicht zwingen. Ich muß ihnen bekennen, daß ich der unglücklichste Mensch von der Welt bin, wenn sie nichts als Haß auf mich werfen. Ich werfe keinen Haß auf sie, sprach Silvie zu mir. Ich kan ihnen vor mein Herz stehen. Was die andern Empfindungen betrift, die sie mir beibringen wollen, so fragen sie meine Mutter, die iezo kömt. Sie trat würklich den Augenblick herein, und wir wurden genöthiget, das Gespräche auf etwas anders zu richten. Seit der Zeit fing ich an leichter mit Silvien zu sprechen. Es vergingen wenig Tage, daß ich ihr nicht etwas sagte, welches ihr die Beschaffenheit meines Herzens entdeckte. Sie hat mir seitdem gestanden, daß sie mich von da an geliebet, aber auch alles gethan hätte, was in ihrer Macht gestanden, eine Neigung zu unterdrücken, die ihr nicht anders als schädlich seyn konte. Es verfloß auch noch viel Zeit, ohne zu erfahren, daß ich mit der geringsten Gegengunst belohnet wurde. Endlich sahe ich den glücklichen Augenblick, da ich hören solte, daß ich nicht gehasset würde. Ich hatte ihn mehr dem Mitleiden als der Liebe zu danken. Der Zustand meines Herzens hatte in das Gemüthe einen Einfluß gehabt. Ich war in eine entsetzliche Melancholie gefallen. Eines Tages, als ich bei ihr war, sagte sie zu mir: was fehlt ihnen, sie sind seit zwey Monaten ganz verändert. Ihr aufgereimtes Wesen hat sich in Traurigkeit

keit verwandelt. Es scheinet, daß sie alles betrübet. Schöne Silvie, sagte ich zu ihr, wenn man so unglücklich ist als ich, so findet man nirgends als im Tode Hülfe. Wie! sie wollen sterben? antwortete Silvie. Ach! als ihre Freundin widersetze ich mich einem dergleichen Verlangen. Nein, nein, sie nehmen zu wenig Antheil an dem, was mich angehet, fuhr ich fort. Der Himmel ist mein Zeuge, daß, obwol ihre Strengigkeit die Ursache meines Todes ist, ich dennoch niemanden, als mein unglückliches Schicksal anklage. Der einzige Verdruß, den ich bei dem Leben habe, ist dieser, daß ich sie auf ewig verlieren soll. Ich konte nicht einige Thränen zurücke halten, die mir aus den Augen fielen. Sie thaten ihre Würkung. Ich sahe Silvien zärtlich werden. Aber was wollen sie denn nun endlich, sagte sie zu mir, und was ist ihr Verlangen? Daß sie mich lieben, schöne Silvie, und daß sie zugeben, daß ich sie liebe. Was fordern sie von mir? fuhr sie fort. Lieben sie mich wenn sie wollen, und wenn diese Liebe zu ihrem Glücke dienen kan. Allein, verlangen sie nicht, daß ich eine Freyheit verliere, auf welcher das Glück meines Lebens beruhet. Ich weiß nicht. Seit dem ich sie kenne, bin ich nicht mehr so ruhig. Es ist mir angenehm sie zu sehen. Unterdessen würde es vielleicht ein Glück für mich seyn, wenn ich niemals mit ihnen gesprochen hätte. Die Verwirrung, mit der Silvie an mich diese Rede

hielt,

hielt, ergözte mich. Ich empfand daß die Hofnung und die Freude in meinem Herzen sich wiederum regten. Ich nahm mir in der Fortsetzung dieses Gesprächs mehr Freyheit heraus, und ich war so glücklich sie zum Geständniß zu bringen, daß ich ihr nicht gleichgültig wäre. Seit diesem angenehmen Augenblicke glaubte ich den höchsten Gipfel des Glücks erreichet zu haben. Ich sahe Silvien, ich sagte ihr, daß ich sie liebte, sie gab es zu, ich brachte sie zu dem Geständnisse, daß sie mich liebte. Ob ich gleich sahe, daß ihr dieses Bekenntniß schwer einging, so war es mir deswegen nicht unangenehm. Nichts hätte meinem Glücke gemangelt, wenn die Liebe bei mir allezeit Betrachtungen zugelassen hätte. Aber es ist schwer sie dahin zu bringen, wenn man nicht älter als zwanzig Jahr ist. Auserdem kam es mir bei dem Begriffe, den ich von einer Comödiantin hatte, überaus seltsam für, so viel Widerstand zu finden. Ich hatte versucht durch Geschenke anzukommen, es war vergeblich gewesen, sie hatte sie allezeit ausgeschlagen. Mit Kummer und Noth hatte ich sie einen Blumenstraus anzunehmen veranlasset. Sie hatte die Blumen behalten, aber standhaftig das Band ausgeschlagen, welches ihr alzuschön vorgekommen war. Wir haben uns drey Tage wegen eines Nachttisches gezanket, den ich ihr geschickt hatte. Sie hatte mich gezwungen ihn wieder zurück zu nehmen, und ich war genöthiget ihn dem Kaufmann wieder

zu-

zuzustellen. Ich wuste nicht zu was für einem Entschlusse ich schreiten solte. Wenn ich mir einige kleine Freyheiten herausnehmen wolte, so erinnerte mich sogleich die traurige und ernsthafte Mine, die Silvie annahm, meiner Pflicht. Ich wurde von der Furcht ihr zu mißfallen, und von dem Verlangen gequälet, das vollkommene Glück zu erlangen, welches eine zärtliche Liebe ihren Verehrern bestimmet. Nach vieler Mühe und Noth besann ich mich auf eine List, die mir glücklich von statten ging. Ich hatte vielmals von der Silvie eine Zusammenkunft verlanget, wenn ihre Mutter zu Bette gegangen wäre. Ich wendete vor, daß wir desto sicherer mit einander reden könten. Sie hatte allemal diesen Vorschlag verworfen. Als ich sie einsmals ganz auserordentlich nöthigte darein zu willigen, wurde sie böse. Ich meinerseits stellte mich als ob mich ihre abschlägige Antwort verdrösse. Zwey Tage ging ich weder zu ihr, noch in die Comödie. Ihre Mutter ließ sich bei mir erkundigen, wie ich mich befände? Ich ließ ihr sagen, daß ich entsetzliche Kopfschmerzen hätte, und daß ich einige Tage auf dem Lande mich aufzuhalten entschlossen wäre, weil die Aerzte mir die Aenderung der Luft angerathen hätten. So gleichgültig als sich Silvie die zwey Tage, da ich nicht bei ihr gewesen war, gestellet hatte, so konte sie doch nicht von meiner Abreise hören, ohne sie verhindern zu wollen. Sie liebte mich. Alle ihre

Ent-

Entschliesungen verschwanden, als sie glaubte, daß ich mich entfernen würde. Mir war noch mehr als ihr daran gelegen, zu erfahren, wie diese Comödie ablaufen würde, als mein Bedienter mir sagte, daß ihre Cammerjungfer nach mir frage. Sie brachte mir diesen Brief:

"Sie sind geboren mich unglücklich zu machen, ich empfinde es, ich weiß es, und dem ohngeachtet kan ich dem Verlangen sie zu sehen, nicht widerstehen. Stellen sie sich um zwölf Uhr ein. Annette wird sie in mein Zimmer führen. Sie wird sie an der Hausthüre erwarten. Lassen sie den Vorsatz abzureisen fahren, oder entschliesen sie sich, mich in einer Verzweifelung zu sehen, die vor mich unglücklich ablaufen wird„.

Ich küßte hundertmal diesen Brief, und beging tausend Ausschweifungen. Ich sagte zu Annetten, sie solte ihrer Gebieterin sagen, mit was für Freuden ich ihn angenommen hätte. Ich verfertigte die zärtlichste Antwort, die mir möglich war. Ich dachte, daß es niemals zwölfe schlagen würde. Ich sahe beständig nach der Uhr. Doch muste ich beinahe sieben Stunden warten; meine Ungedult half mir nichts. Halb zwölfe ging ich mit meinen Bedienten fort, der mir bis an den Eingang in die Gasse leuchtete. Da schickte ich ihn zurück, und kam unter Begleitung der Liebe an der Thüre der

Sil-

Silvien an. Ich fand Annetten, die mich erwartete. Sie führte mich zu Silvien. Was für Empfindungen hätte ich in diesem Augenblicke! Ich kan sie selbst nicht bestimmen. Alle Leidenschaften hatten in meinem Herzen einen Tummelplatz aufgeschlagen. Die Liebe, die Furcht, die Blödigkeit, die Schaam, die Hofnung nahmen mein Herz auf einmal ein. Ich unterscheidete weder was ich wolte, noch was ich wünschete. In dieser Verwirrung befand ich mich in ihrem Zimmer, ohne zu wissen, wie ich hineingekommen war. Der Zustand, darinnen ich meine schöne Gebieterin sahe, that nichts, als daß er meine Unruhe vermehrte. Sie saß in einem Lehnstuhl, und stemmete sich auf eine Hand, in der sie ein Schnupftuch hielt, ihre Thränen abzutrocknen, welche aus den zwey schönsten Augen flossen, die die Liebe iemals belebet hat. Sie sehen was ich ihrethalben thue. Meine Mutter schläft im nächsten Zimmer. Bedenken sie wie es mir gehen würde, wenn sie meine Aufführung erfahren solte. Ich hatte mich, so lange Silvie mit mir redete, nicht besinnen können. Ich umfassete nur ihre Knie. Gehen sie fort, sagte sie zu mir, und hören sie mich. Was für ein Vergnügen haben sie denn, mich zu quälen? Sie wissen, wie sehr ich der Neigung, die mich zu sie riß, widerstanden habe. Undankbarer, warum haben sie es so weit kommen lassen, daß ich mich nicht mehr von einer Liebe befreyen kan, zu der sie mich blos,

mich unglücklich zu machen, gebracht haben. Wie! Silvie, sagte ich zu ihr, sie glauben, daß ich nicht das gröste Verlangen habe ihr Glück zu befördern. Können sie sich einbilden, daß ein so zärtlicher Liebhaber auf dergleichen Gedanken kommen könne? Haben sie bisher gesehen, daß ich diese Vorwürfe verdienet habe? Ey! sagte sie zu mir, heist das sie nicht verdienen, wenn man von mir fordert, ihren Besuch um diese Zeit anzunehmen? Ich entschuldigte mich, so gut ich konte. Silvie wolte mich nicht strafbar finden. Ich hatte mit einem gütigen Richter zu thun. Meine Vergebung wurde leicht erhalten. Es erfreute mich, daß ich Silvien besänftiget hatte; und fast eine halbe Stunde gedachte ich so zu sagen nicht, was für Mühe und Sorge mir diese Zusammenkunft gekostet hätte. Endlich machte mich die Liebe wiederum dreiste. Ich vermischte mit unsrer Unterredung tausend Vertraulichkeiten, wider die sich Silvie wehrete, und die ich ihr halb mit List, halb mit Gewalt raubete. Die Liebe, und die Gelegenheit redeten für mich. Ich wolte mir solche zu Nutze machen. Ich setzte der Silvien überaus stark zu. In dieser Verwirrung vergaß ich unvermerkt die Ehrerbietung. Bald hätte ich ganz und gar nicht der Schamhaftigkeit meiner liebenswürdigen Gebieterin geschonet. Ach! Es ist zu viel, schrie sie. Wenn sie mit ihren unanständigen Bemühungen nicht bald aufhören, so werde ich mei-

meine Mutter rufen. Ich will ihr lieber den traurigen Zustand, darein ich mich versetzt habe, entdecken, als ihre Beschimpfungen erdulden. Die Thränen, die sie mit ihren Reden verknüpfte, thaten mir Einhalt. Ich schämte mich sogar, ihr so viel Gewalt gethan zu haben. Ich schob meinen Fehler auf meine übermäßige Liebe. Silvie antwortete mir nicht mehr. Sie weinte, und die Traurigkeit war auf ihrem Gesichte abgebildet. Ich blieb noch einige Zeit bei ihr. Ich konte ihre Thränen nur halb abtrocknen, und sie war noch ganz trostlos als ich wegging. Sie bat mich sogar darum, und zwar auf die zärtlichste Art von der Welt, und ich ging verliebter fort, als ich vorher war.

Es war beinahe drey Uhr, als ich nach Hause kam. Ich brachte den übrigen Theil der Nacht mit Vorstellungen von meiner Gebieterin zu. Des morgens bekam ich diese Zeilen:

„Begeben sie sich um drey Uhr in mein Zimmerchen. Ich habe mit ihnen von einer Sache zu sprechen, die mich betrift. Vergessen sie es nicht. Ich erwarte sie„.

Ich hielt die Zeit genau inne, und fand Silvien allein. Sie wolte sich an ihren Nachttisch setzen. Ihr ernsthaftes Gesichte, von dem ich glaubte, daß es sich in einer Zeit beinahe von zwölf Stunden aufgekläret haben müste, bestürzte mich. Setzen sie sich nieder, sagte sie zu

mir. Ich will mit ihnen sprechen. Wenn ich nicht beschlossen hätte, sie nicht mehr zu sehen, fuhr sie fort, nachdem, was sie gestern gethan haben, so wäre ich das allernichtswürdigste Frauenzimmer. Sie haben ohnfehlbar geglaubt, daß sie bei meiner Liebe, einen mit leichter Mühe einzunehmenden Gegenstand finden würden. Ich hatte sie doch schon im voraus des Gegentheils überführet, und ich meynte, daß meine Art zu denken noch wohl verdiente, daß sie sich von meiner Gemüthsbeschaffenheit einen andern Begrif machten. Ich bin nicht so glücklich gewesen, daß ich sie zu einiger Hochachtung veranlasset hätte. Ich hoffe, daß mein künftiges Verhalten gegen sie, mir bei ihnen dasjenige zuwege bringen wird, was sie mir bisher versaget haben. Ich bitte sie also inständigst, nicht mehr zu mir zu kommen. Ich will ihnen auch sehr verbunden seyn, wenn sie mich überall, wo ich seyn werde, meiden wollen. Indem ich über eine solche Zumuthung so bestürzt war, als man nur seyn konte: so schwieg ich einige Zeit stille. Ich werde ihnen nicht gehorchen, sagte ich zu ihr, und weil dero Mutter will, daß ich sie besuche, so will ich mich dieses Vorwands bedienen, wenn ich sie täglich zum Zeugen meiner Verzweiflung machen werde. Wohlan! antwortete Silvie, mit einer auffahrenden Mine, wenn mir ihre Gegenwart alzusehr zur Last seyn wird, so werde ich mich davon zu befreyen wissen. Auch hat diese

Frau,

Frau, die sie meine Mutter nennen, kein ander Recht über mich, als das, welches ich ihr selbst zugestehen will; da sie nirgends, als in der Einbildung dererjenigen, welche nicht wissen, wie sehr ich zu bedauren bin, meine Mutter ist.

Diese leztern Worte musten mich nothwendig sehr neugierig machen. Ich bat hundertmal Silvien, mir zu entdecken, was sie für ein Schicksal zu erdulden habe. Eben so vielmal bat ich sie um Verzeihung einer Beleidigung zu der mich eine alzuheftige Liebe verleitet hätte. Nach mehr als einer Stunde Bitten und Unterwürfigkeit, sprach sie, ich will nur vollends mein Schicksal ihren Händen anvertrauen. Der Himmel hat mich verdammet, ihnen mein Herz, auch wider meinen Willen zu überlassen. Das übrige muß ich alles auf sie ankommen lassen. Sie sollen mich nach der Comödie nach Hause führen. Meine Mutter wird lange nach mir noch nicht zu Hause kommen. Sie hat eine Person im Nachspiele, und wir wollen fortgehen, so bald als das Trauerspiel zu Ende seyn wird. Folgendes sagte sie zu mir, als ich sie nach Hause gebracht hatte. Sie sehen mich heute als eine Comödiantin. Aber ich bin von Geburt die Tochter eines Edelmanns. Das unglückliche Gestirne, welches bei meiner Geburt regierte, hat in mein ganzes übriges Leben einen Einfluß gehabt. Mein Vater war aus der Normandie. Er hieß *du Tremblai*.

blai, und war von sehr alten Hause. Sein Vater schickte ihn nach Saint Malo, einiger häuslichen Geschäfte halber, welche ihn länger aufhielten als er glaubte. Er herbergete bei einem armen reformirten Officier, welcher zu alle seinem Vermögen ein Haus hatte, darinnen er das vierte Stockwerk bewohnte, und von der Miethe des übrigen lebte. Er hieß *Canton*. Er hatte eine Tochter, mit Namen Isabelle, die sehr artig war. Sie gefiel meinem Vater, welcher glaubte, daß sie bey einem Geschenke nicht langen Widerstand thun würde. Allein, er mochte ihr Geschenke anbieten wie er wolte, sie hielt standhaftig aus, und er beschlos, sie insgeheim zu heyrathen. Er schlug es ihr vor. Sie liebte ihn, sie willigte darein. Die Schwierigkeit war, Cantonnen zur Einwilligung zu bewegen. Der Tod dieses Officiers, der zu der Zeit erfolgte, machte, daß Isabelle Herr von ihrer Person wurde. Mein Vater heyrathete sie in einem Dorfe bei Saint Malo. Ein Priester der mit Isabellen verwand war, verrichtete die Trauung. Drey oder vier Monat waren sie ganz glücklich. Aber die Heyrath meiner Mutter hatte der Neugierde der Maloneser nicht verborgen bleiben können. Man schrieb an ihren Schwiegervater, welcher aus Verzweifelung wegen der Thorheit seines Sohnes, seine Ehe durch das Parlement zu Rouen, für nichtig erklären ließ. Er lebte einige Zeit von dem Gelde, das er kriegen konte. Bald

wurde

wurde er genöthiget, das Haus meiner Mutter zu verkaufen, das einzige Gut, das er hatte, und weil er vorher sahe, daß er sich wiederum in Noth befinden würde; so faßte er den Entschluß Comödiant zu werden. Er sahe wohl aus, hatte studiret, und wurde ganz willig zu Toulouse von der dasigen Bande aufgenommen. Meine Mutter kam kurz darauf mit mir darnieder, lebte aber noch kurze Zeit nach meiner Geburt. Mein Vater betrübte sich ungemein über den Verlust seiner Gattin. Seine Traurigkeit zu zerstreuen, ließ er sich meine Erziehung sehr angelegen seyn. Er ließ mich zu Toulouse, wo ich bis ins zehende Jahr erzogen wurde. Als ich dieses Alter erreichet hatte, ließ er mich zu sich kommen. Ich war sehr bestürzt ihn verheyrathet zu sehen. Unterdessen lernte ich mich leicht in meine Stiefmutter schicken. Sie hatte keine Kinder. Sie hat mich von der Zeit an, und allezeit als ihre Tochter gehalten. Dieses ist eben diese Frau, die ich heute meine Mutter nenne. Ohngefehr zwey Jahr darauf, als ich zu meinen Vater gekommen war, kam die Bande, darinnen er war, nach Marseille. Daselbst verlohr ich ihn zum Uebermaaß meines Unglücks auf ewig. Er hatte einige Zwistigkeit mit einem von seinen Geselschaftern; und da sie mit einander zum Degen gegriffen hatten, bekam er einen Stoß in die Brust, darvon er zwey Tage darauf starb. Ich kam nicht von seinem Bette. Ich

benetzte seine Hände mit meinen Thränen. Weder meine Thränen noch meine Verzweiflung konten ihm das Leben wieder schenken. Meine Tochter, sagte er einige Zeit vor seinem Ende zu mir, ich lasse euch in betrübten Umständen. Der Himmel ist mein Zeuge, daß von alle dem Unglück, das ich erfahren habe, dasjenige, da ich in dem Alter, darinnen ihr seyd, vor euch nicht Sorge tragen kan, das empfindlichste ist. Bedenket, daß eure Geburt über den Stand ist, darein euch das Schicksal gesetzet hat. Aber erinnert euch dessen blos deswegen, damit ihr euch solche Grundsätze einprägen möget, die sich vor euch schicken. Ihr seyd arm. Also könnet ihr in der Welt nicht leben. Ich habe tausend Thaler eurer Stiefmutter in die Hände gegeben, daß sie euch in einem Kloster unterbringen könne. Dieses ist der beste Entschluß, den ihr ergreifen könnet. Ich war so betrübt, daß ich nicht ein einzig Wort sagen konte. Einige Zeit darauf riß man mich von meinem Vater ab, und dieses darum daß ich ihn nicht wieder sehen solte. So bald er todt war, bemühete sich meine Stiefmutter seine Absichten zu erfüllen.

Als die Bande nach Montpellier gegangen war, that sie mich in ein Kloster; und lieferte die tausend Thaler in die Hände der Nonnen. Ich war damals so jung, daß, ob ich gleich in der grosen Welt erzogen worden war, ich

mir

mir dennoch ganz willig denjenigen Stand erwehlte, der mich auf ewig von ihr entfernete. Ich blieb ein Jahr Kostgängerin, weil ich das Alter noch nicht hatte mich einkleiden zu lassen. Da die Zeit zu Annehmung des Ordens herbei kam, wurden die Bankscheine abgesetzt. Weil die tausend Thaler, welche ich den Nonnen gegeben hatte, auf dem Papiere ersetzt wurden, und folglich zu Wasser worden waren: so sagte die Superiorin zu mir, daß ich könne aus dem Kloster gehen, wenn ich wolle, man könne mich nicht länger darinnen unterhalten. Vergeblich stellete ich ihr für, daß ich nicht davor könne, und daß, da ich ihr mein Geld gegeben hätte, sie auch vor die Auszahlung stehen müsse. Ich mochte mich beklagen wie ich wolte. Ich hatte mit frommen Volke zu thun. Ich muste mich zu allen bequemen. Die Nonnen antworteten auf meine Gründe, daß ich Recht hätte, wenn ich bereits den Orden angenommen hätte, anstatt, daß, da ich eine blose Kostgängerin wäre, mein Geld nichts mehr als eine verwahrliche Niederlage wäre, davor sie mir nicht stünden. In dieser Noth schrieb ich an meine Stiefmutter, und sie schickte mir Geld, daß ich nach Bourdeaux zu ihr kommen könte. Weil ich nun kein ander Mittel das Leben hinzubringen wuste, als die Comödie, so muste ich wiederum auf der Schaubühne Unterhalt suchen. Kurz darauf kamen wir nach Toulouse.

Die Bande blieb fünf Monate da. Ich war mit einer Menge Anbeter umgeben. Aber ich war so jung, daß ihre Sprache mir unbekannt war. Ein Parlementsrath verliebte sich sehr stark in mich. Er hieß von Cache. Er sagte es mir. Ich hörte ihn ohne Aufmerksamkeit an. Ohne Zweifel merkte er, wie wenig mein Herz noch zur Liebe geschickt war. Diese Einsicht brachte ihn nicht von seinem Vorsatze; und er liebte mich bis an den Augenblick, da wir von Toulouse nach Aix gingen. Er muß sogar seine Liebe fortgesetzet haben. Denn seitdem ich hier bin habe ich einen Brief von ihm bekommen, den ich ihm ohne Antwort zurück geschickt habe. Ich muß ihm Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Er ist liebenswürdig, angenehm, artig, und wenn mein Herz nicht zu andern Empfindungen aufbehalten gewesen wäre; so hätte es vor ihn auf vortheilhafte Gedanken kommen können.

Hier sehen sie mein Herr, fuhr Silvie fort, wie gros mein erstes Unglück gewesen ist. Ich weiß nicht, wie gros dasjenige seyn wird, das mir ihre Liebe zubereitet. Wolte GOtt, daß es mir nicht empfindlicher und gröser seyn möge.

Diese Begebenheit veranlaßte mich zu tausend verschiedenen Vorstellungen. Bey der leztern blieb ich stehen, und entschloß mich sie zu

Stan-

Stande zu bringen. Sie war um so viel desto wunderbarer, als sie von meinem Charakter entfernet war. Sie bestund darinnen, daß ich sie heyrathen, und hierdurch ihre seltsamen erlittenen Unglücksfälle bey ihr in Vergessenheit bringen wolte. Diesen Einfall hatte ich gehabt, als ich Silvien verlassen hatte, und meine Liebe bot mir tausend Ursachen an die Hand, sie meinen Augen zu rechtfertigen. Ich sagte zu mir selbst, der Unterschied des Ranges wäre nichts als ein lächerliches Vorurtheil. Die Tugend allein mache das Glück aus. Ich verknüpfte hiermit das Exempel vieler Personen, die von höherm Stande als ich wären, und welche dergleichen Verbindungen nicht entehret hätten.

Nachdem ich meinen Entschluß gefasset hatte, so machte ich eine Eheverschreibung, und erbot mich zehntausend Thaler Strafe zu geben, wenn ich von meiner Zusage abgehen würde. Des andern Tages war ich bey ihr. Ihre Unglücksfälle, sagte ich zu ihr, sind mir nicht aus dem Sinne gekommen, seitdem ich sie verlassen habe. Ich habe nachgesonen, wie man den Schaden wieder gut machen möge; nur ein einziges Mittel habe ich gefunden. Sehen sie, ob es ihnen anstehen wird. Ich gab ihr zu gleicher Zeit die Eheverschreibung die ich gemacht hatte nebst der beygefügten Strafe. Was soll ich darmit machen? sagte sie zu mir, indem

sie sie zerriß. Sehen sie, sie sind nicht klug. Ich überlege die Sachen besser, als sie glauben. Sie sind nicht ihr Herr. Ihre Eltern würden niemals in eine solche Verbindung willigen; und wenn sie auch ihre Hand wem sie wolten geben könten, so bin ich allzuzärtlich, als daß ich ihr Schicksal mit einer unglücklichen Comödiantin ihrem vereinigen wolte. Doch ist es diese unglückliche Comödiantin, sagte ich zu ihr, in derer Hand das Verhängniß über mein Leben stehet. Sie ist es, die ich glücklich machen will, oder wenn ich nicht kan, so will ich eine Welt verlassen, die mir zur Last wird. Versprechen sie mir, die Angelobung, die ich verfertigen will, zu behalten, oder ich reise diese Nacht in die Groscartheuse.

Silvie hielt mich zu einer solchen Ausschweifung vermögend. Ich satzte also eine Versprechung auf, die der vorigen gleich kam, stach mich mit einer Nadel in Finger, und unterzeichnete sie mit meinem Blute.

Von dem Tage an, sahe ich sie als eine Person an, welche meine Gemahlin werden solte. Ich nannte sie meine Frau, sie nannte mich aus Gefälligkeit ihren Mann. Unterdessen kam mir die Zeit zu statten. Die Liebe brachte Silvien nach und nach dahin, daß sie wünschte, ich möchte dasjenige in der That bewerkstelligen, was ich ihr versprochen hatte. Ich

schwur

schwur ihr von neuen daß so bald sich die Gelegenheit zeigen werde, sie versichert seyn könte, daß ich mein Wort halten würde. Ich ging alle Abende zu ihr, wenn die Mutter zu Bette war. Wir brachten einen Theil der Nacht mit einander zu. Das Ende aller dieser Zusammenkünfte konte nicht anders, als glücklich vor mich seyn. In der That, Silvie verließ sich auf meine Beständigkeit, und gestund mir alles zu, was ich nur verlangen konte. Meine Liebe wurde hierdurch nur desto gröser. Damit wir desto freyer seyn möchten, so erwehlten wir einen andern Ort, wo wir einander besuchten. Das Zimmer ihrer Mutter stieß an den Comödiensaal. Und eben da brachte ich einen Theil der Nächte bei ihr zu. Damals begegnete mir ein seltsamer Zufall. Es entstund ein überaus heftiger Sturm. Silvie besorgte, der Donner möchte ihre Mutter aufwecken, und sie bat mich fortzugehen. Ich hatte keinen Mantel bey mir, und es regnete als wenn es mit Mulden gösse. Des Abends vorher hatte man Crispinen den Arzt aufgeführet. Sein Kleid war noch in dem Zimmerchen darinnen wir waren. Ich entschloß mich solches anzuziehen, und statt eines Mantels zu brauchen. Ich zündete eine Fackel an, welche man bei dem Gastmahle des Peters brauchen wolte, und ging solchergestalt fort, mich nach Hause zu begeben. Unterdessen wurde das Wetter immer schlimmer. Als ich mich in

der ersten Gasse umwenden solte: so traf ich einen Menschen an, welcher, als er mich in dem Aufzuge erblickte, ohnfehlbar für einen Kobold hielt, der dieses Wetter machte. Die Furcht gab ihm Kräfte zu laufen. Ich setzte ihn nach, und verfolgte ihn eine halbe Stunde, wie eine Furie mit der Fackel in der Hand. Der arme Kerl schrye entsetzlich. Als er endlich zu gutem Glücke eine Allee offen fand, so ging er hinein, und machte die Thüre nach sich zu, und ich legte mich ganz abgemattet zu Bette.

Mein Glück war allzugros, als daß es hätte von einiger Dauer seyn können. Es währte nicht mehr lange, daß ich den Anfang von der Kette der Unglücksfälle zu sehen bekam, die mich bis hieher begleitet haben. Eine Nacht, da ich in dem Zimmerchen der Silvie war, wachte ihre Mutter auf. Sie rufte sie, und da sie keine Antwort bekam, veranlassete sie ihre Neugierigkeit aufzustehen, in der Absicht, zu sehen, was ihre Tochter machte. Sie ging in ihr Zimmer, und von dar kam sie bis an den Saal. Wir hörten sie kommen. Ich hatte nicht mehr Zeit übrig, als ich nöthig hatte unter die Schaubühne zu steigen. Was machet ihr iezo hier? sagte die alte Comödiantin zu ihr. Ich wiederhole meine Rollen, antwortete die Tochter. Ich hatte mir eingebildet etwas helles auf dem Schauplatze zu erblicken. Ich ging hierher zu sehen, ob man nicht ein Licht

da gelassen hätte, welches Schaden machen könte. Lasset uns euer Zimmerchen besehen, sagte die Mutter. Sie ging hinein. Zum Unglück hatte ich meinen Degen auf der Schaubühne vergessen. Hier, ein Degen! sagte sie, und bey wem waret ihr denn? Sie sahe wohl, daß man sich nirgends anders hin, als unter die Schaubühne verstecket haben konte. Sie kam mit dem Lichte her, und es war mir unmöglich mich weiter zu verstecken. So bald sie mich erblickte, sagte sie zu mir: Ach, mein Herr Marquis sie sind es! was hat ihnen meine Tochter gethan, daß sie sie um ihre Ehre, und ihren guten Namen bringen? Ich war in allzugroser Bestürzung, als daß ich hätte antworten können. Ich stieg wieder auf die Schaubühne. Wie gros war mein Entsetzen, als ich Silvien ohnmächtig und ohne Empfindung antraf. Ich wolte ihr zu Hülfe kommen. Ihre Mutter kam mir zuvor, und gab ihr Carmeliterwasser. Sie kam nach und nach wieder zu sich. Ihre Mutter zwang sich ziemlich, so daß sie mir ganz höflich sagte, sie bäte mich fortzugehen, und es so zu machen, daß mich niemand sähe. Silvie war so auser sich, daß sie nicht die Kraft hatte mir ein einzig Wort zu sagen. Unsere Blicke allein gaben einander die Beschaffenheit unsrer Herzen zu erkennen.

Diejenigen, welche die Welt nur mittelmäsig kennen, werden sich über die Meynungen wun-

dern,

dern, die ich zwey Comödiantinnen beilege. Der Schauplatz steht eben nicht in dem Ruhme, daß er Vestalische Jungfern ziehe. Ich weiß es, und man wird in dem fernern Inhalt dieser Lebensbeschreibung sehen, daß ich sie ziemlich kenne. Aber man muß auch nicht glauben, daß es keine vernünftige Comödiantinnen gäbe. Ich habe ihrer viele gekannt, denen man nichts übels nachsagen konte, und meine Meynung mit lebendigen Exempeln zu beweisen, so biete ich der allerboshaftigsten Verleumdung Troz, an der Aufführung der von der Salle, und an der Tochter des Thomaßin etwas auszusetzen. Ueber dieses war Silvie ihr ganzes Leben über in einem Kloster erzogen worden, und erst auf die Schaubühne gekommen.

Ich war ungeduldig die Unterredung zu erfahren, die sie mit ihrer Mutter gehalten hatte, und ich war eben im Begrif iemanden von meinen Leuten zu ihr zu schicken, der sich darnach erkundigen solte, als ich von ihr folgendes Briefgen erhielt.

„Kommen sie zu der la Robbe, so bald sie diesen Brief bekommen haben werden. Meine Mutter und ich sind in Umständen, daß wir nicht mehr mit einander auskommen können. Ich habe ihnen tausend Dinge zu sagen. Ich besorge sehr, das Unglück, das mir gestern Abend wiederfuhr, werde das lezte seyn, das ich zu besorgen habe„.

Ich

Ich ging den Augenblick zu der la Robbe. Es war eine Comödiantin von der Bande. Ich traf daselbst Silvien an, die mir sehr betrübt zu seyn schien. Das ihr am meisten nahe ging, war dieses, daß sie sich von ihrer Stiefmutter trennen solte. Einige Reden, die sie ihr gegeben hatte, thaten ihr weh, und sie hatte der Versuchung ihr zu antworten, nicht widerstehen können. Sie waren mit einander bis zu den bittersten Vorwürfen gekommen, und hatten es so weit getrieben, daß sie nothwendig von einander musten. Ich meiner Seits war verdrüßlich, daß Silvie ihre Mutter verlassen solte. Ich sahe wohl ein, was für Aufsehen ein solches Betragen machen würde, wenn es unter die Leute käme. Ich schlug ihr vor sie mit ihr wieder auszusöhnen, und diesen Frieden über mich zu nehmen. Ich lasse es mir ganz gerne gefallen, antwortete sie mir. Aber ich zweifele, daß sie es zu Stande bringen werden. Ich versicherte sie, daß ich glücklich seyn würde. Ich ging zur Mutter, welche sich anfangs sehr wunderte, als sie mich sahe. Madame, sagte ich zu ihr, ihre Tochter schicket mich zu ihnen, bey ihnen um ihre Verzeihung zu bitten. Sie hat geglaubt, daß, weil ich die Ursache ihrer Uneinigkeit wäre, ich auch die Aussöhnung über mich nehmen müsse. Sie glauben, daß zwischen ihrer Tochter und mir etwas strafbares vorgehe. Ich nehme mir die Freyheit, sie bey allem, was nur heili-

ges genennt werden kan, zu versichern, daß unsre Triebe so unschuldig sind, als die Sonne. Ich konte mit ihr auf diese Art sprechen; denn da Silvie und ich allemal auf unsere Liebe und unsere Beständigkeit Rechnung machten, so sahen wir einander als Ehegatten an. Ihre Mutter mochte nun von meiner Aufrichtigkeit gerühret seyn, oder einen Theil unsrer Absichten begreifen, oder es mochte sie die Liebe, die sie allemal vor Silvien gehabt hat, veranlassen. Sie antwortete mir, sie hielte Silvien für allzuverständig, als daß sie andere Gedanken haben solte, als ich ihr beilegte. Ich wisse selbst wohl, wie sehr es auser der Zeit gewesen wäre, als sie mich bei ihr angetroffen hätte. Sie habe nicht umhin gekont, ihr dasjenige zu sagen, was sie darvon gedächte. Es stünde übrigens bei ihr, wiederum zu ihr zu kommen, wenn sie wolle; sie würde sie iederzeit als eine Tochter annehmen, die sie liebe. Mir stünde es frey, mit ihr zu sprechen wenn ich wolle, wenn es nur zu solchen Stunden wäre, die mit dem Wohlstande übereinkämen. Ich sagte Silvien die Antwort ihrer Mutter wieder. Sie kam wieder zu ihr und ich war ein Zeuge ihres Vergleiches. Ich glaube daß das, was solchen erleichterte, dieses war, daß die Mutter einen Theil unsrer Geheimnisse errathen hatte.

Kurz darauf reiseten die Comödianten ab, und gingen nach Nimes, die Feyertage des

Parlements hinzubringen, weil die Zeit über die Stadt nicht im Stande ist ein Schauspiel zu unterhalten. Ich war entschlossen, diese Zeit zu der völligen Endigung meiner Sache mit Silvien anzuwenden. Ich machte mir Rechnung sie insgeheim zu heyrathen, wenn sie in Languedoc seyn würde. Ein Priester, den ich mit einigen Gelde auf meine Seite gebracht hätte, solte die Ceremonie verrichten. Ich wolte sie zu Verlassung der Schaubühne überreden. Sie hätte sich auf einem Gute bei Aix aufhalten müssen, und ich hätte den Tod meiner Eltern erwartet, ehe ich meine Verbindung kund gethan hätte. Aber der Himmel, der mich mit Unglück recht zu überströmen gedachte, traf eine andere Verfügung.

Einige Zeit darauf, als Silvie abgereiset war, hatte sie mit ihrer Mutter auf das neue Verdrüßlichkeit, die ihr vorwarf, daß sie sie mit mir überraschet hätte. Das hieß, ihr Herz an dem allerempfindlichsten Orte rühren. Auch zog sie sogleich von ihrer Mutter. Ich wunderte mich überaus, als ich zu Nimes ankam. Ich bezeigte ihr deswegen meinen Verdruß. Sie beklagte sich so sehr über das Verhalten das sie hätte erdulden müssen, daß, da ich sonst ihren Charakter kannte, ich nicht zweifelte, daß sie Recht habe. Zwey oder drey Tage war ich in Languedoc. Alles wurde beschlossen, so wie ich es vorher ausgedacht hatte.

Silvie solte die Comödie verlassen, wenn die Bande von Nimes abgehen würde, und mich in der Provence auf einem Landgute besuchen, wo ich mich aufhalten solte.

Ich hatte einen Priester gefunden, der mir versprochen hatte, uns mit einander zu verbinden, als sich auf einmal die ganze Scene änderte.

Ich komme auf das weite Meer meiner Unglücksfälle, und noch nach verlaufenen zehen Jahren ist mir das Andenken darvon empfindlich. Bei der Comödie war eine Actrise, die la ou Lac hies, ein Ungeheuer, welches der Himmel zu meinem Unglück hervorgebracht hatte. Sie war lange Zeit von dem Vorsteher der Kaufmannschaft zu Lyon als Oper-Tänzerin gehalten worden. Nachdem sie fünf bis sechs Kinder von ihm hatte, hat sie sich mit einem Comödianten verheyrathet, dem sie beinahe dreyßig tausend Pfund an Gold und Edelgesteinen zugebracht hatte. Es war der Ueberrest von einem Fallit von mehr als achthundert tausend Pfund, zu dem sie ihren Liebhaber veranlasset hatte. Diese Frau hassete Silvien, ohne zu wissen, warum? Sie stellete sich oft, als ob sie mich deswegen bedaurete, daß ich so verliebt wäre. Aber die wenige Aufmerksamkeit, mit der ich ihre Reden anhörte, und die Aufführung der Silvie, die untadelich war, machten, daß sie sich nicht unterstund, sich deutlicher zu erklären.

Die Zeit, seit der ich von ihr entfernet gewesen war, machte sie dreister. H ben sie, sagte sie zu mir, den jungen Abt gesehen, der mit Madem. Silvie redet; Mich deucht, daß es ihr eben nicht verdrieslich ist, ihn anzuhören? Ich weiß nicht, sagte ich zu ihr, von was für einem Abt sie reden. Ich kan sie aber versichern, daß, seit dem ich hier bin, ich niemanden, es sey auch, wer es wolle, habe gehen sehen.

So muß man ihm denn, sagte sie zu mir, seit ihrer Ankunft den Abschied gegeben haben. Diese mit einer ganz offenherzigen Mine gehaltene Rede flöste in mein Herz das tödtlichste Gift. Bis hieher waren mir noch die Uebel verborgen geblieben, die diese Leidenschaft verursachen konte. Ich empfand alles, was sie uns von Wut und Schmerz beibringen kan. Ich gieng zur Silvie. Mein bei der Anrede niedergeschlagenes Wesen befremdete sie sehr. Sie fragete mich um die Ursache darvon. Ich gestund sie ihr aufrichtig. Ist es möglich, sagte sie zu mir, daß sie dergleichen Betrügereyen glauben? Haben sie bisher etwas gesehen, das sie auf den Argwohn bringen könne, daß mir ein dergleichen Verhalten möglich sey. Ihre Thränen überzeugten mich vollends, und mein Herz wurde anf einige Augenblicke beruhiget. Aber als ich vor der Comödie in das Zimmerchen der Silvie gegangen war, traf ich den Abt da an, von dem man mir geredet

hatte. Ich habe seit dem erfahren, daß, an statt an sie zu gedenken, er in die la Robbe verliebt gewesen ist.

Dieser Anblick war für mich ein Donnerschlag. Kaum konte ich an mich halten. Silvie wurde dessen gewahr. Sie stellete sich sehr kaltsinnig gegen ihn; dieser Frost vermehrte meinen Argwohn. Ich glaubte, daß sie mich betrügen wolte. Ich gieng aus ihrem Zimmerchen und redete mit ihr die ganze Comödie durch nicht. So lange sie währte, hatte ich die grausamsten Gemüthsbewegungen auszustehen. So bald Silvie fort war, gieng ich zu ihr. Ich fand sie in ihren Thränen schwimmen. Sie hatte aus meiner Aufführung geschlossen, was für Gedanken ich haben müsse. Ey! sagte sie zu mir, wir lebten allzuglücklich. Sie müssen unsere Ruhe durch Einbildungen stören, die sie ihnen selbst schmieden. Ich weis nicht, sagte ich zu ihr, ob mein Verdacht gegründet ist, oder nicht. Aber ich weis, daß sie sich entschliesen müssen, diese Nacht mit mir nach Spanien zu reisen, oder auf ewig sich von mir zu trennen. Nach Spanien reisen! schrye Silvie. Ey! was wollen sie da machen? Ich will sie da heyrathen, und mit ihnen da leben, bis ich wieder nach Frankreich gehen kan. Es ist unmöglich, daß da ich sie heute die Schaubühne zu verlassen nöthige, dieser Streich nicht meinen Eltern zu Ohren komme. Dieses zernichtet alle meine Maasregeln, und es würde

mir schwer werden, wenn sie jemals meine Absichten erführen, sie wider ihren Haß in Sicherheit zu setzen. Ich muß mich also von Frankreich entfernen. Dieser Entschluß stürzet mich in viel Ungelegenheiten. Allein mein Herz ist allzuunruhig, als daß es sie länger bei der Comödie leiden könte. Silvie stellete mir vergeblich für, daß ich meinen Untergang durch die Ausführung dieses Anschlages beförderte, daß ich meinen Eltern dasjenige zu wissen thäte, was ich ihnen verbergen wolte. Ich habe keine fernere Behutsamkeit nöthig, sagte ich zu ihr, ich werde glücklicher seyn, wenn ich nebst ihnen in einem fremden Lande Comödiante bin, wenn es seyn muß, als eifersüchtig und voller Verzweifelung, worein mich mitten in meinem Vaterlande die Furcht, ihr Herz zu verlieren, stürzet. Silvie unterstund sich nicht weiter zu widersprechen. Sie besorgte, ich möchte ihre Hartnäckigkeit einer neuen Zärtlichkeit zuschreiben. Wolan! sagte sie zu mir, ich bin bereit ihnen zu folgen. Allein, wenn sie unglücklich sind, so dürfen sie es niemanden, als ihnen selbst zuschreiben. Voller Vergnügen, daß ich meine Gebieterin zur Einwilligung in einen so unvernünftigen Entwurf gebracht hatte, bereitete ich alles zu meiner Abreise. Ich lies sie als eine Manns-Person sich ankleiden, damit sie desto weniger erkannt würde.

Ich lies meinen Postwagen auf neun Uhr des Abends bereit halten, da man aus der

Comödie kam, weil die Bande den Tag darauf nicht spielte, und mir dieser Umstand zwey Tage Zeit zu reisen gab, ohne daß man unsere Flucht wahrnehmen könne.

Indem ich durch Perpignan gieng, sties mir ein Zufall zu, der mir viel Weitläuftigkeiten machte. Obgleich vor mehr als achtzehn Monat die Pest aufgehöret hatte, so lies man doch niemanden ohne Paß nach Spanien. Als ich zum Commendanten kam, so sagte er mir, ich würde Noth haben, weiter zu kommen, und daß er mir keinen Paß geben könne, als ob ich von Perpignan käme, da ich weiter herkäme. Ich war in der äuserſten Noth. Ich sahe mich genöthiget wieder umzukehren. Auf einer Landstrase unterstund ich mich nicht, mich allzulange aufzuhalten; aus Beisorge meine Familie möchte mir nachgeschickt haben, so bald sie meine Flucht erfahren hätte.

Ich besann mich auf ein Mittel, welches mich aus meiner Noth zog. Ich gieng zum Secretair des Commendanten. Ich sagte ihm, daß ich ein Officier wäre, daß ein unglücklicher Handel mich nöthigte aus Frankreich zu gehen, und daß ich ihn bäte, seinen Herrn dasjenige zu melden, worauf die Sache ankäme, ich wäre überzeugt, er werde nicht das Unglück eines Edelmanns verlangen. Zwey Louis d'Or, und eine silberne Dose, die ich mit meinen Gründen verknüpfte, überredeten ihn völlig. Er gab

mir selbst den Paß, deß ich benöthiget war, und ich kam den Tag darauf zu Jonquiere der ersten Stadt in Spanien an.

Das Schicksal führte mich in ein Wirthshaus, wo zwey Provensaler als Hauptleute bey den Spanischen Truppen waren, die nach Barcellona giengen. Sie kannten mich. Ich mochte mich verstellen, wie ich wolte, daß ich der Marquis von Argens war; sie hatten mich alle beyde in Frankreich gesehen. Ich muste es ihnen gestehen. Obgleich Silvie noch als eine Mannsperson angekleidet war, so sahen sie doch gleich, daß es ein Frauenzimmer war. Ich verschwieg ihnen nichts von meiner Begebenheit, auser Silviens Stand und Namen. Ich sagte zu ihnen, daß es eine Tochter eines Parlements-Präsidenten aus der Provence wäre, daß ich sie aus dem Kloster entführet hätte, und daß ich sie zu Barcellona heyrathen wolle. Sie boten mir alles an, was in diesem Lande auf sie ankommen könte, und wir hatten mit einander sogleich eine sehr genaue Freundschaft aufgerichtet. Zwey Tage darauf kamen wir an. Ich wolte sogleich dasjenige, was ich Silvien versprochen hatte, bewerkstelligen. Ich bat diese Officiers, mich an einen Priester zu weisen, der mir sage, was ich thun solle. Sie lernten mich einen kennen, der ziemlich gut Französisch sprach, und welcher Ritter des heiligen Officii, oder der sonst sogenannten Inquisition war. Er versicherte mich anfänglich,

daß nichts leichter wäre, als mich zu trauen. Daß das Tricrische Concilium in Spanien schlechterdings, und ohne Bedingung angenommen worden wäre. Daß die Einwilligung der Eltern nicht nothwendig wäre. Er nahm es über sich mit dem Gros-Vicarius darvon zu sprechen; des Tages darauf kam er von seinetwegen zu uns, und bat uns zu ihm zu kommen. Wir giengen mit Silvien hin. Er sagte zu uns, daß er uns trauen wolle; aber wir müsten uns vorher auf drey Tage in ein Kloster begeben, unsere Unterwürfigkeit der Kirche zu bezeigen. Das Wort Kloster gieng der Silvie im Kopfe herum. Der Gros-Vicarius merkte es, und sagte sehr höflich zu ihr, er sähe, daß sie nicht gerne zu den Nonnen wolle. Er wolle sie in ein Haus zu einer Dame thun, welches eben die Würkung haben würde. Bey Madamen von Pedraias, Aufseherin von Catalonien, wurde Silvie zur Verwahrung gebracht. Was mich anlangte, so gab man mir das Kloster der Maturiner zu meinem Aufenthalte. Doch stund es mir frey meine Gebieterin zu besuchen, wenn ich wolte; und das stürzte uns alle beyde ins Unglück. Die Aufseherin, welche gleich Anfangs Silvien ihre Freundschaft geschenket hatte, war so neugierig, daß sie mich zu sehen verlangte. Ich war so jung, daß sie sich wunderte, wo ich das Herz hergenommen hätte, ein Mädgen zu entführen. Doch bemühete ich

mich

mich durch meine Reden ihre Hochachtung zu erwerben. Aber je mehr sie glaubte Einsicht in mir zu finden, je mehr bekam sie Verlangen hinter unser Geheimnis zu kommen. Als ich fort war, und wieder in mein Kloster gieng, wo ich schlief, so wuste sie mit Silvien so umzugehen, daß sie sie zur Entdeckung unsers Geheimnisses brachte.

Wir solten des Tages darauf mit einander verbunden werden. Sogleich bekamen unsere Sachen ein anderes Ansehen. Ich erstaunte, als ich beym Aufwachen erfuhr, daß Silvie mit Anbruch des Tages in ein Nonnenkloster gegangen wäre. Ich lief dahin. Sie gestund mir, daß sie die Schwachheit gehabt hätte, der Aufseherin zu bekennen, daß sie eine Comödiantin wäre, und daß diese Dame zu ihr gesagt hätte, es schicke sich nicht, daß sie sich weiter in ihre Sachen mische. Daß sie sich auf ihren Rath in das Kloster begeben hätte, daselbst zu warten, bis die drey Tage verflossen wären. Sie setzte hinzu, daß die Nonnen sie auf Vorbitte der Aufseherin vollkommen wohl empfangen hätten, welche ihr versprochen, ihr in allem, was auf sie ankäme, hülfreiche Hand zu leisten, dafern die Sache nur verschwiegen bliebe. Ich gieng zu meinen Ritter der Inquisition, der mir als Anwald dienete. Ich gestund ihm alles, was vorgieng. Er sagte zu mir, daß ich mich dieses nicht irren lassen solte. Der Unterschied des Ranges und Standes

machte der Eheverbindung keine Hindernis, und weil er sähe, daß, da ich mir die Grund-Gesetze der Franzosen in Kopf gesetzet hätte, ich stark an dem, was er mir sagte, zweifelte, so erzehlte er mir eine sehr sonderbare Begebenheit, die sich zu Barcellona, drey Wochen vor meiner Ankunft, zugetragen hatte.

Sie sehen, sagte er zu mir, den Grafen von Montemar, den Vice-König dieser Provinz. Er hat jetzo erfahren, daß die höchste Geburt keine Ursache ist, die Würkung eines Sacraments zu verhindern. Er wurde mit zwey Töchtern sehr früh zum Witwer. Er verheyrathete eine mit einem Herrn. Seine jüngste hieß Isabelle. Sie war wohlgestalt, liebenswürdig, und hätte ohnfehlbar ein so in die Augen fallendes Glück, als ihre Schwester erlanget, wenn die Liebe, die so viel Entwürfe zernichtet, ihr nicht ein ander Schicksal zugezogen hätte. Der Graf von Montemar hatte einen jungen Officier von seinem Regimente im Hause, der ihm als Stallmeister dienete. Er hatte ein überaus gutes Ansehen, und war voller Verstand. Isabelle sahe ihn oft. Die Würde, die er bey ihrem Vater bekleidete, nöthigte ihn ihr tausend tägliche Gefälligkeiten zu erweisen. Sie fieng an ihn zu lieben. Sie legte den ersten Grund darzu. Der Stallmeister, den sein gutes Glück erfreuete, verknüpfte seiner Seits die Erkenntlichkeit

mit

mit der Liebe. Isabelle brachte einen Priester auf seine Seite, der sie trauete. Die Cammerfrau, welche mit um die Sache wuste, führte den Liebhaber des Nachts in das Zimmer seiner Gebieterin. Hier kam die Hochzeit zu ihrer Vollkommenheit. Ihr Glück daurete bei sechs Monaten. Aber als Isabelle gewahr wurde, daß sie schwanger war, so muste man darauf sinnen, wie sie ihrem Vater ihre Verehlichung beibringen möchte. Anfänglich dachte sie an die Sicherheit ihres Liebhabers, und schickte ihn in eine von Catalonien entlegene Provinz, hernach begab sie sich in ein Nonnencloster, und schrieb ihrem Vater ihre Verheyrathung und Schwangerschaft. Der Graf von Montemar erstarrete, als er den Brief seiner Tochter las. Er schwur seinen Stallmeister hinzurichten, und ließ Isabellen durch Soldaten aus dem Kloster holen, wohin sie sich begeben hatte. Die Kirche ärgerte sich an der Verletzung ihrer Rechte. Die Sache wurde nach Hofe gebracht. Es kam Befehl an den Grafen von Montemar, seiner Tochter die Freyheit zu lassen zu ihrem Gemahl zu gehen, und ihr Unterhaltsgelder zu zahlen. Sie ist seit zwey Tagen zum grosen Vergnügen des Volks abgereiset, denn dieses Exempel zeiget, daß die Kirche unter ihren Kindern keinen Unterschied machet.

Diese Begebenheit, die ich voller Verwir-

rung

rung angehöret hatte, besänftigte ein wenig meine Unruhe. Ich ging zum Grosvicarius. Es schien mir, als ob ihm die Aufseherin von Silviens Umständen Nachricht gegeben hätte. Er sagte zu mir, daß der Bischof einige Schwürigkeiten mich zu trauen machen werde, ohne vorher einen Schein zu haben, daß ich noch nicht getrauet wäre, und daß ich nach Frankreich schreiben müste, damit ich ein Zeugniß vom Weihbischof bekäme. Daß ich mir deswegen keine Gedanken machen dürfe, weil, im Fall ich abschlägige Antwort bekäme, er mir sein Wort gäbe, weiter zu gehen. Daß da ich ein Franzose und fremde wäre, er verbunden sey, sich noch mehr in Acht zu nehmen, als wenn ich ein Spanier wäre.

Die Nachmittage brachte ich bei Silvien zu, so lange als ich die Zeit unserer Trauung erwartete, und des Abends ging ich wieder zu den München. Als ich einsmals auf der Gassen ging, hörte ich mich bei meinem Namen rufen. Ich wandte mich um und erblickte eine prächtig gekleidete Mannsperson, die zu mir sagte: sie werden sich wundern Herr Marquis, daß sie von einer Person gekannt werden, die sie nicht kennen. Ich habe sie sehr jung gesehen. Ich bin ein Freund von ihrem Herrn Vater gewesen, und es solte mir angenehm seyn, wenn ich ihnen alle die Dienste erzeigen könte, die in meinem Vermögen stehen. Weil derjenige

nige der mit mir redete, das Ansehen eines Mannes hatte, der nicht unter den Pöbel gehöret, so bemühete ich mich seiner Gefälligkeit ebenfalls höflich zu begegnen. Er trug mir an, ich möchte bei ihm einsprechen. Ich war an seinem Hause. Ich nahm sein Anerbieten mit Vergnügen an. Er hatte eine vollkommen bequeme Wohnung. Als wir uns niedergesetzet hatten, sagte er zu mir, mein Name wird ihnen noch weniger bekannt seyn, als meine Gestalt. Ich heisse Vaumale. Ich habe in der Provence meinen ältesten Bruder, der Valcroissant heisset. Auf dieses Wort stund ich auf, ihn zu umarmen. Ich kannte seine Familie, und insbesondere seinen Bruder. Als ich ihm das Vergnügen kund gethan hatte, welches ich bei seiner Gegenwart empfand, so erzehlte er mir, daß er wegen einer in Frankreich ihm bei seinem Regimente zugestosenen Verdrüßlichkeit seit einigen Jahren nach Spanien zu gehen genöthiget worden wäre, daß er bey den Valonischen Truppen Hauptmann wäre, daß also seine Vertreibung aus Frankreich die Ursache seines Glücks gewesen wäre. Er fragte mich hernach, was für Absichten mich nach Barcellona brächten. Ich sagte ihm die Ursache davon. Er wuste sie schon, er hatte sie bey der Aufseherin erfahren. Nur den Stand der Silvie wuste er nicht, und als er mich in Ansehung ihrer sehr genau ausfragte, so hatte ich die Schwachheit, eben den Fehler zu begehen,

den

den sie bei der Frau von Pedraias begangen hatte. Mit einem Worte, ich gestund ihm, daß sie eine Comödiantin wäre. Anfangs schien er darüber bestürzt zu seyn. Aber er zwang sich hernach, und sagte mir, daß die Liebe alle Stände gleich mache, und daß er, was ihn anbetreffe, dem ohngeachtet geneigt sey mir beizustehen. Ich wuste ihm, seines Anerbietens halber vielen Dank, und von dem Augenblicke an überließ ich mich ihm. GOtt! wie theuer ist es mir zu stehen gekommen, und was hat mich meine Leichtgläubigkeit gekostet!

Er bat mich auf morgen zu Gaste. Ich konte es ihm nicht versprechen, weil ich ordentlicher Weise von ein Uhr bis um fünfe zu Silvien ging. Er lud mich gegen drey Uhr zum Coffee ein. Ich glaubte, daß ich es ohne Unhöflichkeit ihm nicht abschlagen könte. Ich verließ also den folgenden Tag Silvien zwey Stunden eher, als gewöhnlich. Sie fragte mich, wo ich hinginge. Ich weiß nicht, sagte sie zu mir, aber ich fühle eine Bewegung die nicht in meiner Gewalt stehet. Ich habe eine Ahndung, daß ich sie nicht wieder sehen werde. Ich sahe das, was sie mir sagte, als eine Schwachheit an. In der That, ich sahe die geringste Wahrscheinlichkeit nicht darzu. Ich begab mich zum Baumale, der mich erwartete. Wir tranken Coffee. Er zwang sich, mit mir von nichts zu reden. Als ich fortgehen wolte,

sagte er zu mir, wo bringen sie denn ordentlicher Weise ihre Zeit vor dem Abendessen zu? Ich antwortete ihm, ich hätte noch keine Bekanntschaft, und ginge bei rechter Zeit in mein Kloster. Soll ich sie, sagte er zu mir in ein Haus führen, darinnen die Wirthin zwey artige Töchter hat? Es ist solches die Gouvernantin der Festung. Ich war von allem Verdachte, den ich auf ihn hätte werfen können, so weit entfernet, daß wenn er mir vorgeschlagen hätte, wer weiß wohin mit ihm zu gehen, ich ihm gefolget wäre. Weil ich noch niemals die Festung gesehen hatte, so nahm ich es mit Vergnügen an. Wir machten uns auf den Weg, und als ich zwischen die Vorbrücke des Hofes, und die Brücke des Platzes gekommen war, trafen wir den Gouverneur an, welcher ausfuhr. Ich habe ihnen, sagte er zu ihm, von dem Herrn Grafen von Montemar ein Memorial zu übergeben. Er gab ihm zugleich ein Papier. Als es der Gouverneur gelesen hatte, sagte er zu ihm: Wen soll ich denn setzen lassen? Es ist der Herr, sagte Vaumale, indem er auf mich wieß. Der Gouverneur befahl mir darauf meinen Degen dem Sergeanten von der Wache, den er rufete, einzuhändigen. Es war vergeblich an eine Gegenwehr zu gedenken. Ich war auf der Festung zwischen zwey Hauptwachen eingeschlossen. Ich begnügte mich zum Vaumale zu sagen: Mein Herr, wir werden einander wieder sehen. Sie werden mir ein-

mal dasjenige, was ich thue, Dank wissen, sagte er zu mir.

Man führte mich in einen Thurm, der das schönste Gefängniß von der Welt abgab, wenn es anders dergleichen geben kan. Ich traf daselbst einen jungen Italienischen Obersten an, welcher der Graf Baratieri hieß, welcher wegen einer Schlägerey, die er gehabt hatte, gesetzt worden war. Es war auch der Vetter eines Grands von Spanien da, und der Sohn des Commissairs Befehlhabers von Catalonien. Diese zwey befanden sich eines Zufalls halber, der dem meinigen gleich kam, daselbst. Diese Herren empfiengen mich sehr höflich. Sie sprachen alle Französisch. Ich erzehlte ihnen meine Begebenheiten. Sie schienen darüber um so viel mehr gerühret zu seyn, als mein Schicksal dem ihrigen überaus gleich kam. Man kan schliesen, was in meinen Herzen vorging. Zwey Tage verflossen, ohne daß ich von Silvien einige Nachricht erhalten konte. Es war Befehl da, keinen von den Gefangenen des Thurns mit iemanden reden zu lassen, es möchte auch seyn, wer es wolle. Unterdessen ließ sich Silvie bei den Maturinern nach mir erkundigen. Man kan nicht beschreiben, wie gros ihre Verzweifelung gewesen ist, als man sie berichtete, daß ich seit zwey Tagen mich nicht hätte sehen lassen. Anfänglich glaubte sie, daß ich aus Verdruß wegen Länge der Zeit und

der Marter die wir ausstünden, sie verlassen hätte. Aber, als sie hernach über meinen Charakter Betrachtungen anstellete, und überlegte, wie weit ich von dergleichen Treulosigkeit entfernet wäre, so begrif sie, daß ich aufgehoben, oder in Verhaft gebracht worden seyn müste, ohne daß man es erfahren habe.

Vaumale hatte es wol bleiben lassen, daß er es gesagt hätte. Er hatte sich eine Lust gemacht, die am Ende ziemlich ernstlich für ihn werden dürfte, wie ich es im folgenden zeigen werde. Er hatte zum Grafen von Montemar gesagt, daß er mich einschiffen lassen wolle, ohne daß man es erfahren solte. Dieser war wegen der Begebenheit, die sich mit seiner Tochter zugetragen hatte, höchstvergnügt, daß er der Geistlichkeit eines anhängen solte, und hatte Befehl gegeben mich zu setzen, wenn man mich durch List aus der Stadt bringen könte, wofern nur nichts davon heraus käme. Die Absicht des Vaumale war, mich einem Schiffshauptmann zu überliefern, welcher vor mich bis nach Frankreich hätte stehen müssen. Es wäre ihm gelungen, wenn mir nicht der Himmel einen glücklichern Anschlag eingegeben hätte. Ich halte um Erlaubnis angehalten, an zwey Hauptleute zu schreiben, die ich auf der Reise nach Spanien angetroffen hatte. Man schlug es mir beständig ab. Ich verlangte den Vaumale zu sehen. Man sagte mir, er wäre nach

Giron gereiset. Ich sagte, daß ich beichten wolte, und man solle einen Priester zu mir kommen lassen. Auf das Wort Priester zeigte sich die Schildwache. Der Sergeant von der Wache auf unserm Thurme lief zum Commendanten, und kam zurück, mit dem Vermelden: daß man mir einen Beichtvater holen wolle. Wie gros war eine Stunde darauf meine Bestürzung, als ich meinen Ritter der Inquisition herein treten sahe.

Wie! sagt er, sind sie hier, und vor sie hat man mich holen lassen? Ach! ich schwöre ihnen bei dem Creutze, welches ich trage, daß ich sie hieraus bringen will. Ich laufe, dem Herrn Gros-Vicarius und ihrer Liebsten ihre Umstände zu berichten. Es sind zwey Tage, daß das arme Mägdgen nichts zu sich genommen hat. Bei diesen Worten verschwand mein Beicht-Vater. Zwey Stunden darauf kam er mit dem Promotor des heiligen Officii zurück, der mich im Namen der Kirche gefangen hielt, und befahl dem Gouverneur, mich zu stellen, so oft und vielmals es diese verlangen würde. In diesem Augenblicke war der Eingang in Thurm meinen Freunden unverwehret. Ich bekam Briefe von Silvien. Ich hatte ihr oft täglich drey bis viere. Sie schrieb mir, ich solte mich zu gute geben, auf die Weise, als unsere Sache liefe, würden wir bald das Ende davon sehen. Ich blieb zwey Monate in meinem Thurme, eines Theils, als Gefangener des Königes in

Spa-

Spanien, und andern Theils als der Kirche ihrer. Unterdessen hatte meine Abreise in Frankreich ein entsetzliches Lermen gemacht.

Man wuste nicht, wo ich zugegangen war. Aber die Briefe, die man nach Aix an den Weyhbischoff geschrieben hatte, meldeten, daß ich in Spanien wäre, und daß ich Silvien heyrathen wolle.

Ich weis den Zorn meines Vaters nicht auszudrucken. Er schwur mich zu enterben. Er verlangte einen offenen Brief vor mich, wenn er mich wieder nach Frankreich bringen könte, und schickte einen von seinen guten Freunden nach Barcellona, der Crivelly hies, einen Mann, der Verstand, und eine vortrefliche Gemüths-Beschaffenheit besas, daß er in seinen Namen wider mich einkommen solte. Er gab ihm zugleich ein Verfahren mit, das der Criminellrichter zu Aix veranstaltet hatte, darinnen Silvie, als die ärgste Missethäterin, abgeschildert war.

Sobald als Crivelly angekommen war, besuchte er mich, und zeigte mir die Untersuchung, die man der Silvie wegen angestellet hatte. Sie verursachte mir mehr Unwillen, als Zorn. Weil ich unterdessen besorgte, sie möchte den Bischoff und Gros-Vicarius wider mich einnehmen, welches die zwey einzigen Personen waren, auf denen mein Glück beruhete; so setzte

ich eine Vertheidigungsschrift von zwanzig Bogen in lateinischer Sprache auf, die ich ihnen zuschickte. Crivelly antwortete ziemlich gut darauf. Weil ich aber gegründet war, und alle Spanische Casuisten, und das Trierische Concilium vor mich hatte, so war es mir leicht in einer Antwort von sechs Bogen alle seine Einwürfe über den Haufen zu werfen.

Crivelly sahe wohl, daß er mit etwas andern, als Schlüssen, zu Wercke gehen müsse. Er besuchte mich alle Tage, er war im höchsten Grade gefällig, und ob er gleich mein gröster Feind war, so konte ich mich doch nicht enthalten, ihn zu lieben. Ich verglich sein Betragen mit des Baumale seinem, welches ein ungezogener Provensaler ist, und welchem ich meine Stube zu verbieten genöthiget war, damit er mich nur nicht zu einiger Gewaltthätigkeit veranlassen möchte. Ich hatte mir zwar versprochen mit ihm anzubinden, wenn ich aus meinem Arreste kommen würde; und als er mich besuchte, so hielt ich blos deswegen an mich, damit ich des Handels desto gewisser seyn wolte. Er unterstund sich nicht einmal sich mit etwas heraus zu lassen, weil Silvie, die sich Freunde im Kloster gemacht hatte, ihm drohete, daß sie ihn zu Rede setzen werde. Also war allein Crivelly mein Gegner. Er forschete mich auf alle nur ersinnliche Art aus. Aber ich blieb standhaftig auf meiner Meynung, und seine

Mühe,

Mühe, mich von Silvien zu entfernen, war vergeblich.

Er machte sich an sie. Er bat sie um Erlaubnis, sie besuchen zu dürfen. Er beklagte sich über dasjenige, was man ihm aufgetragen hatte. Kurz, er wuste der Gebieterin sowol als dem Liebhaber zu gefallen. Als er sahe, daß ihn Silvie hörte, so stellete er ihr für, daß weil sie mich wahrhaftig liebete, sie mich nicht unglücklich machen solle. Daß ihr mein Vater so viel geben würde, daß sie an eine eigene Versorgung denken könte. Daß ich spät oder bald zu der Erkenntnis meines begangenen Fehlers kommen, und sie verlassen würde. Daß den Morgen nach unserer Vermählung in Spanien mein Vater in Frankreich unsere Ehe für ungültig erkennen lassen würde. Die Aufseherin, die Crivelly auf seine Seite gebracht hatte, hielt eben diese Reden.

Ich war zum Unglück bestimmt. Mein Schicksal hatte in dem Augenblicke in die Gemüthsbeschaffenheit der Silvie einen Einfluß. Sie wiederrufte ihre Verbindung, und opferte mich zwölf tausend Pfunden auf, die ihr mein Vater gab. Crivelly und die Aufseherin liesen sie einen Aufsatz unterschreiben, durch welchen sie sich aller ihrer Rechte begab, und sich erklärete, daß sie mich nicht heyrathen wolle, wenn ich es auch verlangte. Dem zu Folge gab sie die Verschreibung, nebst dem Versprechen

der im Weigerungsfall auszuzahlenden Strafe wiederum zurück. Ich dachte an nichts weniger, als diesen Bruch. Ich hatte des Abends vorher zwo Briefe von Silvien erhalten. Es stund mit meiner Sache sehr gut. Man bilde sich ein, wie gros mein Erstaunen war, als mir Crivelly Silviens Erklärung und meine Verschreibungen zeigte! Ich blieb unbeweglich. Es war mir unmöglich ein einzig Wort zu sagen. Crivelly war so fürsichtig, daß er, meinen Kummer nicht zu vermehren, fortgieng; und lies mich mit meinem Inquisitions-Abgeordneten allein, welcher eben so auser sich gesetzt war, als ich selbst. Ich bat ihn, einen Brief von mir an sie mitzunehmen, und mir die Antwort darauf zu überbringen. Er richtete das aufgetragene aus. Aber Silviens Brief vermehrte nur meine Verzweifelung. Er ist so tief in mein Herz geschrieben, daß ich die Ausdrucke davon niemals vergessen werde.

„Ich habe sie jetzo ihrer Familie wieder geschenket. Reisen sie ab, und vergessen sie mich, wenn sie dieses glücklich machen kan. Ich bin in dem Begriffe Gelübde zu thun, die mich auf Zeit Lebens in dem Kloster, darinnen ich jetzo bin, verbinden werden, und mich zu bestrafen, daß ich allzuleicht mich habe Vorstellungen einnehmen lassen, dte mich in das gröste Unglück gestürzt haben. Leben sie wohl. Schreiben

sie nicht mehr an mich: denn ich dürfte ihnen nicht antworten„.

Die Lesung dieses Briefes machte mich auf einen Augenblick wie unempfindlich. Als ich hernach wieder zu mir selbst kam, so begrif ich, daß meine Uebel von derjenigen Art wären, die der Tod allein endigen kan. Die einzige Sache, die mich bekümmerte, war diese, daß ich keinen Gift hatte. Die Verzweifelung machte, daß ich solchen fand. Ich stampfte Glas, das ich mit überaus starkem Spaniol vermischete. Ich machte zehn bis zwölf Packetgen zusammen, und als ich sie zurechte gemacht hatte, schrieb ich diesen Brief an Silvien:

„Ich werde sterben, Grausame, und sie versetzen mir eben die Streiche, die mich in das Grab bringen. Ich vergebe es ihnen, daß sie mich unglücklich gemacht haben. Aber ich kan nicht zugeben, daß sie mich als die Ursache ihrer Widerwärtigkeiten anklagen. In dem Augenblicke, da sie diesen Brief lesen, höre ich auf zu leben. Vergessen sie meinen Tod, wenn dieses ihre Untreue aus ihrem Gedächtniß verbannen kan„.

Ich schickte diesen Brief durch denjenigen an Silvien, der uns zu essen brachte, und, als wir uns zu Tische setzen wolten, und alle in ein Zimmer eingeschlossen waren; so nahm ich die Gift-Päcktgen, die ich hatte, und that eines in

den ersten Löffel Suppe, den ich hinunter schluckte. Bey dem andern, den ich nehmen wolte, wurde ich, weil der Spaniol in meinem Munde zergangen war, Kirschbraun. In dem Augenblicke warf sich der Graf Baratieri auf mich, der solches gewahr wurde, und dergleichen vermuthete. Den übrigen Gift fand man unter meiner Serviette. Man goß mir Oel ein, meines Widerstandes ungeachtet. Weil nun dieses machte, daß ich mich übergeben muste, so verhinderte es, daß das gestosene Glas nicht in das Gedärme gieng. Doch war mir lange Zeit auf der Brust und in dem Magen nicht wohl davon. Als man mir das Mittel mein Leben zu endigen genommen hatte, so wuste ich sonst nirgends hin, als zu den Thränen meine Zuflucht zu nehmen. Ich faste den Vorsatz, zu Tode zu hungern. Unterdessen hatte mich der Himmel zu grösserm Unglücke bestimmet. Silvie hatte meinen Brief bekommen. Kaum hatte sie ihn gelesen, als sie das ganze Kloster mit ihrem Weinen beunruhigte. Crivelly erfuhr, wie weit ich meine Wut getrieben hatte. Er kam mich zu besuchen, und sagte mir alles, was er nur ersinnen konte. Ich antwortete ihm niemals ein einzig Wort. Er las aus meinen Blicken, daß ich wenig Antheil am Leben hätte. Er lief zu Silvien. Sie bildete sich ein, daß ich nicht mehr lebe. Er redete es ihr aus, und sagte ihr, daß man mich errettet habe.

Diese

Diese Nachricht besänftigte sie ein wenig. Crivelly sagte zu ihr: sie solle an mich schreiben, und dadurch verhindern, mich zu so unglücklichen Ausschweifungen verleiten zu lassen. Das war ihr Vorsatz, ohne daß er ihn ihr hätte rathen dürfen. Sie schickte mir diesen Brief:

„Leben sie, mein lieber Marquis, oder ich werde ihnen ins Grab folgen. Der letztere Beweis ihrer Liebe giebt mir zu erkennen, wie sehr sie verdienen geliebet zu werden. Ich will mich des Geldes bedienen, das mir ihr Vater geschickt hat, allein auf einem Landgute zu leben. Gehen sie nach Frankreich zurück, weil es so seyn soll. Aber kommen sie wieder, so bald, als sie können. Sie werden mich allezeit treu finden. Ich schwöre es ihnen bei ihrer Liebe zu, die mir lieber ist, als das Leben„.

Wie schwach ist man, wenn man verliebt ist! Dieser Brief machte mein Gemüth wieder ruhig. Ich empfieng deren noch viele andere die zwey Tage über, als ich noch in Barcellona war. Endlich reisete ich unter einer Bedeckung von fünf und zwanzig Aufsehern ab, welche Befehl hatten, mich in die Hände des Gouverneurs der ersten Französischen Stadt zu liefern. Vergebens verlangte ich Silvien vor meiner Abreise zu sprechen. Crivelly sagte zu mir, es wäre ihm die Erlaubnis hierzu ausdrücklich von

mei-

meinem Vater untersaget worden. Ich tröstete mich mit der Hofnung, die ich hatte, sie bald wieder zu sehen. Ich lies sie mit Gelde in einem Lande, wo sie nichts von meinen Eltern zu befürchten hatte; auser dem Verdrusse, mich von ihr zu entfernen, war mein Herz ziemlich ruhig.

Als ich zu Bellegarde angekommen war, schickte mich der Herr Graf von Pertuis mit zwanzig Grenadiers bis nach Perpignan.

Der Herr von Andresel, welcher damals Aufseher von Roußillon, und kurz darauf Gesandter in Constantinopel war, schickte mir seine Kutsche an das Thor der Stadt. Crivelly und ich setzten uns hinein, und wolten bey ihm absteigen. Er sagte zu mir, es gehe ihm überaus nahe, daß ihm der König einen offenen Brief zugefertiget habe, daß er mich in die Festung Perpignan bringen solte. Er hoffe, daß solches auf kurze Zeit seyn werde. Er wolle mich selbst zum Herrn von Monmeian bringen, welcher daselbst Gouverneur wäre. Er gieng auch in der That mit mir dahin, und stellte mich ihm für: Der Commendant erwies mir tausend Gefälligkeiten, er behielt mich mit dem Herrn von Andresel zur Tafel, bat die Officiers der Besatzung, mich in ihre Herberge aufzunehmen, obgleich der offene Brief den Befehl mit sich brachte, mich einzusperren.

Crivelly reiste ab, als er mich in meine neue Wohnung gebracht hatte. Ich war nicht lange da, ohne von Silvien Nachricht zu bekommen. Ich erhielt von unterschiedenen Personen viele Briefe. Unter andern lief einer vom Grafen Baratieri ein, welcher aus dem Gefängnis gekommen war, und mir berichtete, daß man stark von Silviens Verheyrathung spräche, und daß die Aufseherin solche veranstalte. Diese Nachrichten kamen mir nicht anders als lächerlich für. Ich glaubte, Silvie sprenge diese Nachrichten aus, die Leute auf die Gedanken zu bringen, als ob sie nicht mehr an mich dächte, wenn man mir meldete, daß sie verheyrathet wäre. Ich mochte ihr schreiben, wie ich wolte; ich bekam weiter keine Nachricht. Ich wandte mich zu meinem Inquisitions-Abgeordneten. Er meldete mir, es wäre wahr, daß sie einen gewissen, der Larcher hiese, geheyrathet, und daß die Madame von Pedraias diese Heyrath gestiftet hätte. Damals glaubte ich, Silvie habe sich nicht wie ein rechtschaffenes Frauenzimmer aufgeführet; und wer hätte es nicht so, wie ich, geglaubet? Es war aber nichts daran, wie ich nachgehends erfahren habe.

Weil ich nun hierdurch auf das lebhafteste wider sie eingenommen wurde, so entschloß ich mich sie zu vergessen, und meine Sclaverey zu endigen, die sechs Monat daurete. Ich wandte mich an den Herrn von Andresel, der zum Gesandten

sandten bey der Pforte war ernennet worden. Ich bot mich an, ihn zu begleiten. Er nahm es mit Vergnügen an. Er schrieb an meine Familie, und ich meiner Seits wandte mich an den Marquis von Chateaurenard, daß er mit meinem Vater reden solte, welcher seit langer Zeit sein guter Freund war, und ein groses Vertrauen auf ihn setzte. Ich insbesondere war ihm vor solche Wohlthaten verpflichtet, die ewig in meinen Herzen aufgeschrieben bleiben werden. Er hatte mich wider die ersten Bewegungen meiner Familie in Schutz genommen, und sie verhindert, daß sie nicht noch weiter gegangen war. Da man ihn als einen Mann, der voller rechtschaffenen Wesens ist, ansahe, so hatte er sich das Recht erworben, seine Meynung frey zu sagen, und er behauptete diesen Character der Aufrichtigkeit durch eine hohe Geburt, und viel Vermögen. Er antwortete mir, daß mein Suchen statt gefunden hätte, und daß ich mit den Söhnen des Herrn von Andresel, die ihren Vater in Toulon erwarten wolten, abreisen solte, wo ich eine Ausrüstung finden würde, mit der ich zufrieden seyn könte. Ich bekam einige Tage darauf die Wiederrufung des offenen Briefes, und trat die Reise von Perpignan nach Aix mit dem jungen Marquis von Andresel an.

Als wir nach Provence kamen, giengen sie zu meinem Vater. Ich begleitete sie nicht dahin, und sahe niemanden von meinen Verwandten, als einen Bruder, den ich so sehr als Silvien liebte. Er kam, so jung als er war, mir darzuthun, wie sehr er meine Zärtlichkeit verdiene. Mein Vater hatte ihm angeboten, wenn er den Maltheser-Orden aufgeben wolle, ihn für den Aeltesten zu erklären, er hatte es beständig ausgeschlagen. Niemals hat er seine Freundschaft gegen mich verläugnet, und in dem mich betroffenen Unglücke ist sie die einzige Sache gewesen, die mich wiederum ein wenig aufgerichtet hat. Er berichtete mir, daß meine Mutter mich zu sehen gewünschet habe, daß sich aber mein Vater sehr widersetzet habe. Sie hatte damals eine unbeschreibliche Zärtlichkeit für mich. Sie hatte nicht wenig zu der Einwilligung meines Vaters in die Wiederrufung des offenen Briefes beigetragen. Was noch mehr ist; als er sich sehr über die ihm von mir verursachten Unkosten beschwerete, so hat ihm meine Mutter angebothen, ihre Diamante zu verkaufen. Ihre Freundschaft gegen mich hat sich nachgehends sehr geändert. Es scheinet, als ob es mein Schicksal mit sich brächte, daß ich von solchen Personen unglücklich gemacht werden solle, die mich am meisten geliebet haben.

Nachdem ich von meinem Bruder Abschied genommen hatte, so reiste ich nach Toulon. Mein Vater kam einige Tage darauf nach. Der Herr Gesandte führte mich zu ihm. Er redete ziemlich freundlich mit mir, stellte mir die Beschimpfung für, die ich mir in der Welt zugezogen hätte, und schloß mit dem Wunsche, daß meine Aufführung meine Thorheit bei der Welt so geschwind in Vergessenheit bringen möchte, als solches bereits bei ihm geschehen sey: Ich vermuthete nicht einen so gelinden Verweis. Ob ich wohl wuste, daß er ein sehr gut Gemüth hatte, so dachte ich doch nicht so gut wegzukommen, weil ich nicht dasjenige von seinen Kindern war, welches er am meisten geliebet hat. Auf das, was er mir sagte, hatte ich nichts zu antworten. Ich sagte auch nichts. Der Marquis von Chateaurenard, der bey dieser Aussöhnung zugegen war, lenkte das Gespräch auf etwas anders. Es wurde an nichts weiter gedacht. Drey oder vier Tage darauf segelten wir nach Algier ab, wo wir durch musten, ehe wir nach Constantinopel giengen, indem der Gesandte besondere Geschäfte bei den Bays von Algier, Tunis und Tripoli auszurichten hatte.

Ende des ersten Buchs.

Leben
des Herrn Marquis
von Argens

Anderes Buch.

Das Gefolge der Schiffe, die den Gesandten fortschaffeten, bestund aus vieren, dem Dauerhaften mit zwey und siebenzig, dem Toulouser mit sechs und siebenzig Stücken, und zwey Fregatten von funfzigen, welche die Loire und die Vestale hiessen. Diese vier Schiffe solten mit dem Gesandten bis nach Candien gehen. Der Herr von Grandere, der das Gefolge commandirte, und auf dem Toulouser war, solte nebst der Vestale nach Egypten schiffen, und der Herr von Beaucaire, welcher auf dem Standhaftigen fuhr, solte den Gesandten bis nach Constantinopel bringen, und die Loire zugleich mitnehmen. Weil die Geschäfte, die der Herr von Andresel über sich genommen hatte, dieses zum Endzwecke hatten, daß entweder das Bündniß erneuret, oder der Krieg angekündiget werden solte, so hatte Frankreich, desto mehr Ernst zu zeigen, vier Kriegsschiffe an diesen Küsten sehen lassen. Nach einer zweytägigen glücklichen Schiffarth, wurden wir bei entsezlich zunehmenden Winde genöthiget bei dem Fromentierischen Inseln Anker zu werfen. Die Inseln die diesen

Namen führen, liegen einige Meilen von Minorca, und Majorca. Sie sind bevölkert gewesen. Barbarosse aber, als er mit der Türkischen Flotte aus Frankreich zurücke kam, machte die Einwohner zu Sclaven, und verkaufte sie zu Constantinopel. Es ist keine Wohnung mehr da. Wasser und Holz kan man daselbst ganz bequem bekommen. Als wir beinahe acht Tage da blieben, und auf Wind warteten, so schlug ich den Ritter von Clairac Hauptmann bei einem zum Seewesen gehörigen Regiment, und würklichen Ingenieurobersten, mit dem ich Bekanntschaft gemacht hatte, für, wir wolten die Insul Yvica besehen, die nur drey Meilen von den Fromentierischen liegt. Clairac war es zufrieden, und auf dieser kleinen Reise richteten wir eine Freundschaft auf, die sich ohnfehlbar nicht eher, als mit unserm Leben endigen wird. Weil er vollkommen die Mathematik verstund, so hatte er etwa auf eine neue Entdeckung zu fallen geglaubet. Der Gesandte, dem er seit langer Zeit bekannt war, schätzete ihn unendlich hoch. Ob er gleich damals nur fünf und zwanzig Jahr alt war, so fanden sich doch wenig Leute in Frankreich welche so viel Wissenschaft und Witz, mit so viel Ueberlegung und rechtschaffenen Wesen verbanden. Yvica ist eine dem Könige in Spanien gehörige Insul. Es ist eine ziemlich grose, aber schlecht gebauete Stadt daselbst, die voller Klöster stecket, vor beiderley Geschlechte, so wie alle

alle diejenigen, die unter Spanischer Herrschaft stehen. Wir gingen zum Commendanten, ihm unsere Aufwartung zu machen. Er hält sich in einem Schlosse auf, das auf einer Höhe lieget, welche die Stadt und den Hafen beschützet. Dieser Gouverneur hieß Dupuis, und kam von der Valonnischen Besatzung her. Er hielt uns wider unsern Willen einen ganzen Tag auf. Wir führten ihn an unsere Schiffe, wo er dem Herrn Gesandten das Compliment machete. Er wurde daselbst von dem Herrn von Beaucaire, welcher das Schif, wo Ihro Excellenz war, commandirte, herrlich bewirthet. Dieser Officier kam auf dieser Reise hinter den Anschlag auf 20000. Thaler mehr zu verschmausen, als er vom Könige bekam. Er war dessen also gewohnt. Er hatte niemals ein Schif commandiret, daß er nicht da verlohren hatte, wo andere gewinnen. Er war seit kurzen, mit der allgemeinen Genehmhaltung der das Seewesen besorgenden Gesellschaft zum General ernennet worden.

Als sich der Wind geändert hatte, so kamen wir in 38. Stunden vor Algier. Die Stadt begrüssete unsere Schiffe mit ein und zwanzig Canonenschüssen, die wir Schuß vor Schuß beantworteten. Eine Stunde darauf, als wir Anker geworfen hatten, so kam der Consul von Frankreich an Bord den Gesandten zu besuchen. Sie hatten eine geheime Unterredung.

Ein Holländisches Gefolge von fünf Kriegsschiffen, die wir vor Algier gefunden hatten, machte den hauptsächlichsten Gegenstand ihrer Unterredung aus. Dasselbe beunruhigte den Herrn von Andresel überaus. Er hatte ausdrücklichen Befehl von Hofe nicht ans Land zu steigen, er habe denn das Wort, daß man die Erneuerung des Friedens unterschreiben wolle. Die Holländer, welche mit ihnen Krieg zu führen müde waren, waren da, einen Vergleich mit ihnen zu treffen. Dieser Umstand machte unsre Verrichtung weit schwerer. Die Algierer leben von nichts als dem Raube. Nothwendig musten sie mit uns brechen, wenn sie mit den Holländern Frieden machen solten. Wir musten zwey Tage warten, ohne daß wir aussteigen durften. Den dritten Tag kam der Consul, unter der Begleitung des Kiaja, oder Ministers des Bay, den Gesandten zu besuchen, und ihm von wegen seines Herrn zu erklären, daß der Divan beschlossen hätte, Frankreich alles zu Gefallen zu thun, und den Frieden zu erneuren. Von dem Tage an, wurde es mit den Tractaten der Holländer von Stunde zu Stunde schlimmer. Sie schoben die Schuld auf den Mangel eines Dollmetschers. Weil derjenige, den sie brauchten, ein Sclave des Bay war, so unterstund er sich nicht, ihm das, was sie sagten, in den bestimmten Ausdruckungen vorzutragen, und sie baten den Herrn von Andresel ihnen den seinigen zu lehnen. Sie waren

waren genöthiget einige Tage darauf unter Seegel zu gehen, und zwar eben so voll Verdruß über unsrer Ankunft, als wir bei ihrem Anblicke gewesen waren.

Algier ist eine nach der Figur eines Halbcirkuls erbauete Stadt, darinnen die Gassen enge, unsauber, die Häuser hoch, unansehnlich, und meistens auf der Seiten der Gassen ohne Fenster sind. Die Gebäude sind alle platt gedeckt, worauf das Frauenzimmer spazieren gehet, wenn die Hitze der Sonne vorbei ist. Sie sind in Africa ein wenig freyer, als in Asien, und zu Constantinopel. Es giebt auch Liebeshändel zu Algier; aber es ist gefährlich welche zu haben. Wann ein Christ bei einer Türkin angetroffen wird, so muß er entweder Türke, oder gespiesset werden. Ob sich gleich der Fall öfters zuträgt, so siehet man dem ohngeachtet wenig Märtyrer zu Algier. Wenn es ein Sclave ist, so begnüget man sich, ihm 200. oder 300. Stockschläge auf die Fussohlen zu geben. Das persönliche Interesse der Türken hat sie diesen Unterschied zwischen einem Sclaven, und einer freyen Person zu machen, veranlasset. Was das Mägdgen anbetrift, so mag sie mit einem von beiden, mit welchem sie will, angetroffen werden, sie wird in einen Sack gesteckt, und ins Meer geworfen, wenn ihr Liebhaber bei der christlichen Religion bleibet. Der Consul versicherte uns, daß man zwey Tage vor unserer

Ankunft ein funfzehnjähriges ersäufet hätte. Man hatte sie bei einem Malthesser Sclaven angetroffen, welcher 400. Stockschläge auf die Fussohlen ausgehalten hatte, ohne sich zu regen. Man muß gestehen, daß die Gnade zuweilen Martyrer und Bekenner, durch sehr kizliche Mittel macht.

Die Frauen der Herren können nicht so leicht in Liebeshändel verwickelt werden, weil sie durch Verschnittene gehütet werden. Aber es sind deren sehr wenige zu Algier, die sich in den Umständen befinden. Diese Art von Sclaven kostet sehr viel, und weil sie nicht zur Arbeit taugen, so sind wenig von diesen Seeräubern im Stande dergleichen zu halten. Ich zweifele, daß zu Algier funfzehn Privatpersonen sind, die solche haben. Die Republic hat nur ein einziges ihr gehöriges Schif; alle die andern sind Privatpersonen, und wenn sie deren nöthig hat, so kan sie sich derselben bedienen, es mag nun zu ihrem eigenen Gebrauche seyn, oder die Flotte des Kaysers zu vergrösern, dem sie eine Anzahl Schiffe zu liefern verbunden sind, wenn er Krieg führet. Dieses ist die einzige Abgabe, die sie der Pforte entrichten. Ihre übrige Regierung betreffend, so stehen sie derselben selbst vor. Sie sind befugt ihren Dey zu erwehlen, und abzusetzen. Sie bedienen sich dieser Freyheit mehr als zu sehr. Wenig Deys regieren bei ihnen lange in Ruhe. Man

zeigte

zeigte uns das Grab von 7. Deys, welche alle sieben an einem Tage erwehlet und hingerichtet worden waren. Der achte muß sehr verwegen gewesen seyn, daß er die Krone angenommen hat.

Der grose Divan entscheidet die Staatsgeschäfte. Dieser Rath bestehet aus den Vornehmsten der Stadt. Der Dey hat darinnen den Vorsitz. Dieses sind ihre Generalstaaten. Ein anderes Gerichte gehöret vor die Geschäfte der Privatpersonen, welches fast auf unsere Aemter hinaus läuft. Ihre Gerechtigkeit ist gut und überaus kurz. Als der Tag zur Audienz des Gesandten angesetzet war, stieg er ans Land, unter Abfeuerung des gesammten Geschützes des Gefolges. Zwey der Fürnehmsten der Republic kamen ihn an dem Ufer bei dem Eingange im Haafen zu bewillkommen. Er ging zuerst zum Consul, wo er einige Zeit ausruhete, und von dar ging er zu Fusse fort, und begab sich in den Pallast des Dey, unter der Begleitung aller Officiers des Gefolges; sein Haus ging vorher. Der Dey empfieng ihn in dem prächtigsten Zimmer seines Pallasts. Es war eine Art von Gallerie, darvon die Wände geweisset, und mit etlichen ziemlich schlechten Sophas nach Türkischer Art umgeben waren. Er hatte zwey oder drey Türken um sich herum, einige Christensclaven, und zwey Holländische Schifjungen, die er als Pagen brauchte.

Der Gesandte setzte sich auf einen Stuhl, der dem seinigen gleich war, ihm gegen über. Er redete mit ihm mit bedecktem Haupte, und französisch. In einem Augenblicke war die Ceremonie geschehen. Hernach redete der Dey mit dem Gesandten Italiänisch, und wir blieben eine halbe Stunde da, ehe der Herr von Andresel Abschied nahm. Im Fortgehen ging der Gesandte wieder zum Consul, wo er zu Mittage speisete, und nach der Tafel, stieg er wieder zu Schiffe, und ging nach unsern Schiffen.

Mein Unglück und die Liebe schienen mir Zeit geben zu wollen, Athem zu holen. Ich empfand, daß in dem innersten meines Herzens diese Freyheit wieder hervor keimte, nach der ich so stark geseufzet hatte. Das Bild der Silvien fiel mir zuweilen ein. Aber ich bemühete mich, solches zu entfernen. Ich hatte einen Theil des aufgeweckten Wesens wieder bekommen, und des Unglücks ungeachtet, welches mir die Liebe verursachet hatte, konte ich das Frauenzimmer nicht hassen. Diese Leidenschaft, die mich schon in so viel Kummer gestürzt hatte, wäre mir in Algier bald theuer zu stehen kommen. Der Abt von Biron, ein Sohn des Herzogs von Biron, war mit uns zu Schiffe gegangen, in der Absicht, seine Schwester die Madame von Bonac zu besuchen, welche mit ihrem Gemahl zu Constantinopel war, dem eben der Herr von Andresel folgen solte. Er war liebens-

liebenswürdig, lebhaft, und besaß viel Geschicklichkeit. Ich hatte mir ein Vergnügen daraus gemacht, seine Freundschaft zu unterhalten. Da ich ihm nicht von der Seite kam, und einen Nachmittag ohne ihn zu sehen, zugebracht hatte, so fragte ich den Clairac, ob er nicht wüste, wo er wäre? Er ist auf dem Hause, sagte er zu mir. Er belauschet daselbst, so gut als er kan, das Frauenzimmer, welches auf dem andern ist. Fort, sagte ich zu ihm, lasset es uns auch also machen. Wir stiegen auf das Haus, und trafen würklich den Abt von Biron an. Sie kommen ein wenig späte sagte er. Es war auf dem anstossenden Altane eines der artigsten Mägdgen von der Welt. Ich habe länger als eine halbe Stunde mich mit ihr durch Zeichen unterhalten.

Zu der Zeit, da er mit uns redete, kam sie wieder zum Vorschein. Ach! da ist sie, sprach der Abt. Sehen sie, ob ich mit Unwahrheit umgehe? Er hatte Recht. Ich hatte wenig so artige Personen gesehen. Ich grüssete sie auf türkisch. Sie dankte mir. Clairac, der Abt von Biron und ich, wir fiengen alle drey an durch Minen zu reden. Sie ihrer Seits that desgleichen. Wir hätten zwar mit ihr sprechen können; denn weil unsere Altane an einander stiesen, und derjenige, auf welchen wir waren, viel höher war als der ihrige: so konte man sie nicht gewahr werden. Aber wir befürchteten,

ten, man möchte uns hören, und es möchte uns einer von den Anfällen begegnen, die in diesem Lande ganz gewöhnlich sind.

Unterdessen schien mir die Gelegenheit nicht so gefährlich, als Clairac, und der Abt von Biron es glaubeten. Ich sagte zu ihnen, daß ich entschlossen wäre auf den Altan der schönen Türkin einen Sprung zu thun. Sind sie toll? sagte der Abt von Biron zu mir. Oder wollen sie ihres Lebens gerne los seyn? Nein, sagte Clairac, welcher glaubte, daß ich scherzte. Er will einen guten Vorwand haben ein Türke zu werden. Es mag daraus werden was da will, sagte ich zu ihm. Ich will den Augenblick herab steigen. Als der Abt von Biron, und Clairac sahen, daß ich im Ernste redete, so thaten sie alles, was sie konten, mir solches auszureden, und richteten nichts aus. Meinethalben, sagte Clairac. Wir wollen ihn also allein lassen, er mag es über sich nehmen, ich wiederhole es noch einmal. Doch wagte man darbei nicht so viel, als sie sich einbildeten. So bald, als ich auf dem Altane war, konte ich nicht mehr gesehen werden, weil er mit hohen Mauren umgeben war, und die andern Häuser, ausgenommen des Consuls seines, niedriger waren. Die einzige Gefahr, die ich lief, war diese, daß ich im Hinauf- oder Herabsteigen der Mauer, die ohngefehr 6. Fuß hoch war, gesehen werden konte. Die Sonne stund noch sehr hoch, und

so lange die Hitze wäret, geschiehet es selten, daß die Türken auf ihre Altäne steigen.

Weil diese Gründe mir fürtreflich schienen, so sprang ich an der Mauer auf ihr Haus herunter, da kaum der Abt von Biron, und Clairac fort waren, ohne daß ich meine schöne Algiererin erst zu Rathe zog. Sie wunderte sich so sehr, als sie mich einen so verwegenen Streich spielen sahe, daß sie nicht wuste was sie sagen solte. Ich wuste wie man auf türkische Art liebet. Ich nahm ihr die Hand, ich küßte sie ihr, sie weigerte sich dessen nicht, und nach einem viertelstündigen Gespräche, darinnen wir einander nicht verstunden, setzte ich mich in die Umstände, darinnen man entweder ein Türke werden, oder sich anspiessen lassen muß. Meine neue Eroberung kam mir so reizend für, daß ich beschloß, mit Gefahr alles dessen, was mir begegnen könte, sie alle Tage, bis zur Abfarth unsrer Schiffe zu besuchen. Ich gab es ihr in der freyen Sprache, die ich ein wenig redete, zu verstehen, wenn ich sahe, daß sie mich nicht leicht verstehen konte, nahm ich meine Zuflucht zum Zeichen. Da der Tag ziemlich zu Ende ging, sagte sie zu mir, ich solle fortgehen, und sie morgen um eben die Zeit, da ich hergekommen wäre, auf den Altan besuchen.

Als mich der Abt von Biron, und Clairac nicht mehr sahen, so glaubten sie, daß mir et-

was

was wiederfahren seyn müsse. Sie kamen in dem Augenblicke auf den Altan, als ich an der Mauer kletterte, wiederum herauf zu steigen. Sie konten sich von ihrem Entsetzen nicht wieder erholen, und wenn sie es nicht selbst gesehen hätten, so hätten sie es kaum glauben können. Ich erzehlete ihnen meine Begebenheit, und konte ihnen auch den Entschluß nicht verschweigen, den ich gefaßt hatte, wieder hin zu gehen. Der Abt von Biron, welcher sahe wie viel ich wagte, gab dem Gesandten davon Nachricht, und ich empfieng den Abend ein Handbriefgen, darinen er mich bat, wieder zu ihm zu kommen. So bald als ich an das Schif gekommen war, befahl er mir ganz höflich, nicht wieder auszugehen, so lange, als wir in Algier seyn würden. Ich sahe wohl, worauf es gemünzet war, und der Abt von Biron gestund mir, daß er es wäre, der mich hätte setzen lassen. Ich hatte wenig Zeit meine Gebieterin zu bedauren. Zwey Tage darauf reiseten wir nach Tunis, wo wir in einer Woche ankamen. Wir warfen Anker in der Reede, bei der Anhöhe von Carthago, welche mit den Stücken von den Gaulettischen Festungswerken, die sehr schlecht sind, beschossen werden kan. Man hat sie bei dem Einflusse eines kleinen dreyßig bis vierzig Fuß breiten, und fünf hundert Klaftern langen Canals erbauet, welcher an eine See von zwey bis drey Meilen im Umfange, nebst dem Meere grenzet. Tunis ist auf fünfhundert Schritte von diesem

See auf dem Lande gebauet, und drey oder vier Meilen vom Meere. Dieses hat sie allezeit wider das Bombenwerfen geschützet.

Es ist mehr eine Handels- als Seeräuber-Stadt. Ihre Einwohner haben nichts, als kleine Schiffe, die sie zu Portofaria, einem Seehafen, zehn Meilen von Tunis, wafnen, und entwafnen. Zu Tunis ist ein Dey, wie zu Algier. Aber er hat in der That nichts zu sagen, ob er gleich alle Ehre der Königlichen Würde genieset. Der Bey ist der unumschränkte Herr, und das Oberhaupt im Staate. Vor alten Zeiten waren die Bey nichts, als Befehlshaber der Truppen. Nach und nach haben sie die Deys alles ihres Ansehens entblöset, und sich zugeeignet. Der Bey ist es, der bei Krieg und Frieden den Ausspruch thut, der die Gesandten annimmt, der im Divan den Vorsitz hat.

Man empfieng uns zu Tunis mit eben den Ceremonien, als zu Algier. Der Pallast des Bey ist unendlich schöner, als des Königs zu Algier seiner. Man siehet hier vortreflich ausgeputzte Zimmer. Der Hof ist mit weissen und blauen marmornen Quaterstücken gepflastert, und mit vier Hauptgebäuden umgeben. Dieses sind nach Türckischer Art wie halbe Monden aufgeführte Flügel. Das Haus ist weit besser erbauet, und hat ein weit prächtiger

Anse-

Ansehen als des Dey von Algier seines. Wir brachten unsere Geschäfte mit den Tunisiern leicht zu Stande, weil, auser daß sie von keiner Wichtigkeit waren, sie uns alles dessen gewähreten, was wir verlangten. Aber wir wurden genöthiget, auf drey Wochen vor Anker zu liegen, und günstigen Wind zu erwarten.

Ich wohnete bei dem Consul unsrer Nation, der Bignon hies, welcher aus meiner Heimat, und ein guter Freund meiner Familie war. Wir kamen nicht von einander. Clairac und ich wohneten allezeit beisammen.

Die Algierische Begebenheit hatte mir Lust gemacht, Abentheuer zu suchen. Ich nöthigte ihn ohn Unterlaß, sich zu mir zu halten, damit wir mit einander uns eine Lust machen möchten. Bald zeigte sich darzu eine Gelegenheit.

Der Ritter von Cougoulin, ein Schifs-Officier, der in der Welt durch viele Poesien bekannt ist, die vollkommen wohl aufgenommen worden sind, hatte sich in unsere Gesellschaft begeben. Der Zufall hatte ihm die Bekanntschaft mit einem Juden, der Moses hies, zuwege gebracht. Sie waren mit einander auf das Frauenzimmer des Landes zu reden gekommen. Dieser Jude hatte sich gegen eine geringe Belohnung angeboten, ihm bei zwey Jüdischen oder Türckischen Mägdgen Zutritt zu verschaffen, unter welchen er die Wahl haben

solte,

solte, und Cougoulin hatte für ihn und für zwey seiner Freunde den Vorschlag angenommen. Er wuste wohl, daß wir ihn nicht würden stecken lassen.

Es wurde beschlossen, daß wir den morgenden Tag in einen dem Mosen gehörigen Garten eine Meile von der Stadt gehen wolten, und daß er die zwey Türckinnen und die zwey Jüdinnen dahin kommen lassen solte. Daß die Parthey gleich seyn möchte, so nahmen wir einen jungen Matrosen, einen Sohn des Commendanten von dem Schlosse zu Diion mit. Am Stadtthore fanden wir Pferde, die uns unser Mercur hatte zurechte machen lassen. In noch wenigerer Zeit als einer Stunde langten wir auf dem Lundgute an.

Unsere Prinzeßinnen waren noch nicht da, und die Grillen zu vertreiben, die uns ihre Abwesenheit verursachte, fiengen wir an zu frühstücken, und ein Glas von dem vortreflichen Weine zu uns zu nehmen, davon wir vier Flaschen mitgebracht hatten.

Vier Franzosen ist es schwer bei Tische zu seyn, ohne daß die Nachbarn nichts davon hören. Der Wein machte uns lustig, wir sangen mit vollem Halse. Ein Herr des Landes, der Oberkiaia des Bey, ein Venetianischer Abtrünniger, dessen Garten neben dem unsrigen war, hatte das Lermen gehöret, das wir machten, und ge-

fraget, woher der Tumult käme. Man hatte ihm gesagt, es wären Französische Officiers von dem Gefolge des Gesandten, die in dem Garten eines Juden wären. Er war so neugierig, daß er uns sehen wolte. Er lies uns durch zwey seiner Leute bitten, wir möchten ihm die Ehre erweisen, und zu ihm kommen, und ob es wohl kaum hundert Schritte von einem Hause zum andern waren, so brachte man uns doch Handpferde, die wir aber nicht brauchten. Es ist in diesem Lande die Mode, daß man sich gegen Personen, denen man mit Unterschied begegnen will, also verhält.

Die Höflichkeit des Abtrünnigen machte uns kein Vergnügen. Wir erwarteten unsere Damen, und wir besorgten, sie möchten nach Tunis wieder zurück kehren, wenn sie uns nicht an dem bestimmten Orte anträfen. Wir konten unterdessen dem Türken das, was er von uns verlangte, nicht ausschlagen.

Unser Jude versicherte uns, wir hätten nicht zu besorgen, daß die Mägdgen fortgehen würden, und daß er sie da behalten werde, so lange, als unser Besuch dauren würde. Wir verliesen uns auf sein Wort, und noch mehr auf die Vorsicht, die wir gehabt hatten, nicht im Voraus zu bezahlen, wir giengen zum Venetianischen Abtrünnigen.

Er hatte eine vollkommen schöne Wohnung. Er lies uns Caffee und Pfeifen bringen, wir waren sogleich die besten Freunde von der Welt. Wir sagten ihm, daß wir sehr guten Wein bei uns hätten. Er schlug es nicht aus, darvon zu trinken. Wir leerten viele Flaschen aus.

Als wir uns ein wenig erhitzt hatten, fiengen wir an, von der Religion zu reden. Cougoulin behauptete getrost, Mahomet wäre ein sehr groser Mann, und er zweifele nicht, daß die Türcken selig werden würden. Clairac meynte so gar, daß man bei dieser Religion leichter, als bei der Christlichen in Himmel kommen könne. Vor dem Ende der Mahlzeit war der Abtrünnige der allerschlimmste Muselmann. Er hatte auch diese Religion nicht nach der gehörigen Untersuchung angenommen. Weil er zum Sclaven gemacht, und in die Tochter seines Herrn verliebt worden war, und ihr dabei gefallen hatte, so war er Türke worden, und hatte sie geheyrathet. Nachdem ihm sein Herr die Freyheit gegeben, so hatte er die Kunst gewust, sein Vermögen, das er zu Hause hatte, unter dem Vorwande, sich zu ranzioniren, zu veräusern; und als man ihm das Geld davon überschickt hatte, so hatte er offenbar den Christlichen Glauben verlassen.

Wir waren so weit gekommen, daß wir kein Geheimnis mehr vor einander hatten. Cou-

goulin gestund dem Abtrünnigen, daß wir in dem Garten des Judens Mägdgen erwarteten, und daß sie vermuthlich noch nicht angekommen wären, weil man uns nichts gemeldet hätte.

So betrunken, als der Venetianer war, so schien er doch über das, was ihm Cougoulin sagte, sehr bestürzt zu seyn. Ist der Jude, sagte er, nicht ein Erzbösewicht! Leute von ihrem Stande in solche Gefahr zu setzen! Hüten sie sich die Nacht in seinem Garten zuzubringen. Wir leben in der Zeit des Ramadans. Die Türken trinken und wachen die ganze Nacht. Es sind unsäglich viel Mohren auf dem Felde. Wenn sie den geringsten Argwohn schöpften, daß sie sich bei Türkischen Frauenzimmer befinden; so würden sie ihnen so viel zu schaffen machen, daß ihnen alles Ansehen des Gesandten nichts helfen würde. Der Erzschelm würde sie vielleicht in der Hofnung einer Belohnung am ersten verrathen.

Was er uns sagte, war ganz vernünftig. Aber er redete mit trunckenen Leuten, und wir gaben seinen Vorstellungen kein Gehör. Als er sahe, daß er uns nicht überreden konte, so sagte er zu uns: Sie sind also entschlossen die Mägdgen zu erwarten. Bleiben sie in meinem Garten. Ich muß mich diese Nacht bei dem Bey einfinden. Ich will ihnen einen Englischen Sclaven da lassen, der Französisch kan. Dafern

fern sie nur nicht aus meinem Garten gehen, so ist kein Mohr so verwegen, daß er an meine Thüre zu kommen das Herz haben solte. Wenn ich werde fort seyn, so kan ihr Jude die Mägdgen, die sie erwarten herführen. Aber gehen sie nicht aus dem Garten, als bis sie dieselben vorher fortgeschicket haben. Wir dankten ihm für die Gefälligkeit, die er für uns hatte, und als er fortgegangen war, seine Aufwartung bei dem Bey zu machen, so blieben wir Herr in seinem Hause. Wir schickten den Englischen Sclaven zu unserm Juden, und liesen ihm sagen, er solle zu uns kommen. Kurz darauf kam er mit vier sehr artigen Mägdgen an. Eine von ihnen war eine Türkin von sechzehen bis siebenzehn Jahren. Sie gefiel allen vieren. Man muste ausmachen, wer der Besitzer dieser Schönheit seyn solte. Das Loos gab den Ausschlag. Sie wurde mir zu Theil. Die andern folgten gleicher Weise den Aussprüchen des Schicksals. Ich hatte eine Türkin, Clairac desgleichen, Virville und Cougoulin die zwey Jüdinnen. Doch hatten wir einander versprochen, vor der Endigung unsers Spiels mit einander unsere Bräute zu vertauschen. Nach einigen zärtlichen Unterredungen, davon unser Jude und der Englische Sclave die Dollmetscher waren, schritten wir zu ernsthaftern Handlungen, und weil wir nicht beständig eine so mühsame Uebung fortsetzen konten, so setzten wir uns wieder zu Tische, uns von

unserer Abmattung ein wenig zu erholen. Unsere Frauenzimmer, und vornemlich die Türkinnen, thaten uns bei dem Weine tapfer Bescheid. Bald waren sie in einem Stande, der dem unsrigen gleich kam, in dem wir seit sieben bis acht Stunden waren. Der Englische Sclave und der Jude waren nicht nüchterner als wir. Es war um zwölfe, und wir dachten bis an Morgen bei Tische zu bleiben, als wir mitten unter uns einen schwarzen zum Vorschein kommen sahen.

Er hatte die Saalthüre offen gefunden, und war bis an den Tisch gekommen, ehe wir ihn hatten gewahr werden können.

Der Kerl murmelte einige Türckische Worte in Bart, die wir nicht verstunden. In dem Augenblicke, da er sie gesagt hatte, entstund eine Uneinigkeit unter uns. Unser Frauenzimmer wolte fortgehen. Die Türkinnen absonderlich schienen sehr erschrocken zu seyn. Der Jude riß sich die Haare aus. Der Englische Sclave allein beobachtete ein Stillschweigen, darinnen ein Geheimnis zu stecken schien. Wir fragten ihn, was der Kerl wolte. Er sagte uns, es wäre der Gärtner vom Hause, er sey, da er gehöret habe, daß Frauenzimmer hier wäre, herein gekommen, sich von der Wahrheit zu überzeugen, er wolle es den Türken sagen, weil sein Herr uns nicht seinen Garten zu einer solchen Aufführung verstattet hätte, man dürfe ihn

nur

nur durch einiges Geld zu besänftigen suchen. Auf dieses Wort begriffen wir leicht, daß es ein zwischen dem Engelländer und dem Mohren gekartetes Spiel war, die uns ihnen etwas zu zahlen nöthigen wolten. Dieses konten wir auch ganz leicht thun. Ich trug es dem Cougoulin vor. Er lachte mich aus. Diese Kleinigkeit machet ihnen Angst, sagte er zu mir. Beim Henker, das ist wohl was recht groses. Den Mohr will ich hinrichten. Den Englischen Sclaven wollen wir binden, und die Nacht vollends durch liegen lassen, damit er uns nicht zur Last sey, mit anbrechenden Tage wollen wir wieder in unsere Schiffe gehen, und die Mägdgen und der Jude mögen ihren Gang gehen. Niemand ist in dem Garten als wir. Vor den Anfällen der Türken, welche drausen sind, und welche sich nicht unterstehen, in das Haus des Kiaia zu gehen, auser daß es ihnen zu errathen unmöglich ist, daß wir hier sind, fürchten wir uns nicht. Also will ich, liebster Bruder, den Mohr der dreyfachen Hecate aufopfern, daß wir unsere Rolle vollends zu Stande bringen.

Das ist sehr wohl gesagt, fuhr Clairac fort. Sein Blut wird dieser ehrwürdigen Göttin angenehm seyn, und ich habe allezeit Lust gehabt einen Muselmann umzubringen. Virville hatte sich der Saalthüre während der Rede bemächtiget, damit niemand heraus konte. Weil er unter allen den grösten Taumel hatte,

 so

so sang er mit dem Degen in der Hand: lasset uns den Feind, der uns beleidiget, bis zum Tode verfolgen. Fort, sagte Cougoulin, wir müssen das Opfer mit Bändern und Kränzen putzen. Auf diese Worte nimmt er eine Serviette, und gehet auf den Mohr los, welchem der Engelländer unsere Reden wieder gesagt, und eine entsetzliche Furcht eingejaget hatte. Er fiel mitten im Zimmer auf die Knie. Er legte seine Hände creutzweise auf die Brust, und bat uns um Gnade.

Das Frauenzimmer, der Englische Sclave, der Jude, alle weineten, und waren voller Verzweifelung.

Ich habe bisher geglaubt, sagte ich zu Cougoulin, daß sie scherzeten. Ich nehme mir die Freyheit, sie zu versichern, daß, so lange ich leben werde, niemand an dem Leben dieses armen Menschens einigen Anspruch haben soll. Ha, ha, sagte Verville, wir sollen ihn der Mad. Silvie aufopfern. Gut, es sey. Es ist uns alles gleich viel. Sie ist so viel werth, als die Hecate. Wenn, an statt sie nach Spanien geführet zu haben, du Bärenhäuter sie hierher gebracht hättest, so hätte sie selbst das Opfer abgeben können. Sie wäre eine Iphigenia in der Barbarey gewesen.

Als ich sahe, wie wenig ich bei ihnen ausrichtete, so wandte ich mich zum Clairac. Ey

was, sagte ich zu ihm, Ritter, sie sind allemal so vernünftig gewesen, können sie wohl dergleichen Gedanken haben?

Fort, sagte er zu mir, weil du es so haben wilt, so soll er mit der ausgestandenen Furcht durchkommen. Meine Herren, fuhr er fort, ich weiß ein Mittel, das nicht so gewaltthätig, als dasjenige ist, dessen sie sich bedienen wollen. Wir wollen die zwey Türkinnen, die wir haben, zurück schicken. Ich will den Mohr mit Virvillen behalten, und von Argens, nebst Cougoulin mögen den Engelländer fortbringen, der ihnen die Thüre aufmachen soll. Wenn einmal diese Menschen aus dem Garten seyn werden, so wollen wir die Thüre zumachen, und wir werden nichts mehr zu fürchten haben.

Wir gaben alle seiner Meynung Gehör, und sagten zum Englischen Sclaven, er solle mit uns kommen. Als er sahe, daß er die Frucht des Ueberfalles, den er uns hatte anrichten wollen, einbüsete, so bemühete er sich den Türkinnen Muth zu machen, sie zum Dableiben zu nöthigen. Sie waren allzusehr erschrocken. Sie wolten fortgehen, und der Bösewicht gab, indem er ihnen die Thüre aufmachte, der einen mit dem Messer einen Stich in den Arm. Cougoulin, der es am ersten gewahr wurde, grif bei dem Geschrey, das sie machte, nach dem Degen, und wolte über ihn herziehen. Ich hielt ihn zurück, und stellete ihm für, daß, wenn

wir ein Geräusch macheten, einer uns hören könne, und diese Mägdgen unterwegens ohnfehlbar gefangen nehmen würde.

Weil er anfieng nüchtern zu werden, so gab er sich ganz leicht. Wir erwarteten mit unsern zwey Jüdinnen den Tag ganz geruhig, und so bald, als er anbrach, giengen wir zum Consul zurück.

Wahrscheinlicher Weise solten wir bald nach Tripolis gehen. Ich wolte die Ueberbleibsel von Carthago sehen. Sie liegen drey Meilen von Tunis an dem Ufer des Flusses. Die Stadt war auf einen schmalen Strich Land erbauet, der in das Meer hinein gehet, und ein Vorgebürge fürstellet, das man noch heut zu Tage das Vorgebürge Carthago nennet. Man siehet daselbst Stücke von sehr schönen und ganzen Wasserleitungen, und eine grose Anzahl Wasserhälter. Es sind ihrer siebenzehn, die einen weiten Umfang haben, und durch einen Gang, den ein Ueberbleibsel von einem öffentlichen Gebäude gemeinschaftlich hat, mit einander vereiniget sind. Dieses ist das Stücke, das noch am wenigsten eingeäschert ist. Die andern Bogen sind meistens zertrümmert, und nichts weiter, als ein Stein- und Sand-Haufen.

Da wir guten Wind bekamen, reiseten wir nach Tripoli. Es kam uns eine Windstille über den Hals, und wir sahen uns genöthiget

zu Lampadouse, einer kleinen durch den Seeräuber Barbarosse entvölkerten Insul, Anker zu werfen. Man findet daselbst eine der Jungfrau gewidmete Capelle, über die ein Einsiedler die Aufsicht hat, so wie er auch eine kleine Moschee besorget, darinnen das Grab eines Cherifs ist. Die Türken und die Christen, welche da Wasser holen, lassen ihm alles, was er nöthig hat.

Von Lampadouse giengen wir gerades Weges nach Tripoli. Es ist eine arme und schlecht erbauete Stadt. Das Regiment ist daselbst eben so, wie zu Tunis und Algier. Wir stiegen sogleich an das Land. Der Gesandte allein gieng nicht aus dem Schiffe. Er verlangte vorher, daß man ihm verspräche, die 25000. Sevillanische Piasters wieder zu geben, die man von einem Marsilischen Schiffe, wider Treu und Glauben, genommen hatte. Sie wolten sich niemals darzu verstehen. Als der Herr von Andresel dem Bey hatte sagen lassen, er solle an die Franzosen gedenken, und daß man sie noch einmal bombardiren könne: so hatten sie die Kühnheit zu antworten: Ludwig der XIV. wäre todt, und das, was zu einer Zeit leicht wäre, würde zu einer andern schwer.

Bald hätte dem Clairac und mir einer der verdrüßlichsten Zufälle begegnet. Wir hatten uns bey dem Consul mit einigen andern Franzosen einquartieret. Dem Bey kam die Lust

an

an, uns gefangen setzen zu lassen, damit er Geiseln hätte, im Fall man ihm den Krieg ankündigte. Zu allem Glücke hatte der Consul von dem Vorhaben Nachricht bekommen, und ließ uns in unsere Schiffe zurück gehen. Eine Stunde später liefen wir Gefahr Gefangene zu seyn, und wären allem Ansehen nach bis nach der Bombardirung da geblieben, die achtzehn Monate darauf erfolgete.

In der Zeit, als ich in der Stadt war, sahe ich einen alabasternen, schönen und ganzen Triumphbogen, der an dem Hafen ist. Seit meiner Zurückkunft nach Frankreich habe ich ihn in den Africanischen Alterthümern gestochen gesehen.

Da der Gesandte nichts mehr hatte, das seine Reise nach Constantinopel hätte verzögern können, so seegelten wir nach Candien. So bald als wir es erblickt hatten, trenneten sich unsere Schiffe. Die, welche nach Egypten bestimmet waren, giengen nach Cypern zu, und wir setzten unsern Weg nach Argentiere, der ersten Insul des Archipelagi. Wir waren genöthiget, da stille zu liegen und einen besondern Steuermann anzunehmen, welchen der König zur Schiffarth seiner Schiffe in diesem Meere unterhält. So bald als wir Anker geworfen hatten, stiegen Clairac und ich ans Land. Weil wir sieben bis acht Tage da bleiben solten, Vorrath anzuschaffen, so nahmen wir einen Be-

Bedienten mit uns, der uns nach Französischer Art zu essen machen könte. Unsere erste Sorge war, ein Quartier zu suchen. Wir fanden ein viel bequemers, als wir geglaubet hatten.

Der Tag, an dem wir aus dem Schiffe stiegen, war ein Festtag der Insul. Die Frauen und Griechischen Jungfern hatten ihre schönste Kleider angezogen. Sie giengen längst an dem Ufer spatziren, unsere Schiffe zu besehen. Indem ich mich bei einem Griechischen Priester, den ich angetroffen hatte, erkundige, ob es hier Wirthshäuser gebe, so redete Clairac mit einem sehr artigen Mägdgen, welche sich vor Traurigkeit nicht zu lassen wuste. Weil mir der Mann nicht dasjenige sagen konte, was ich ihn fragte, so gieng ich wieder zum Clairac, der zu mir auf Italienisch sagte, welches, mit einer kleinen Untermischung von dem Französischen und alten Griechischen, die Sprache der Insul ist: solten sie, da sie ein Arzt sind, nicht ein Mittel vor diese schöne Patientin haben? Ihr Uebel müste sehr hartnäckig seyn, antwortete ich, wenn ich nicht darmit zurechte kommen solte. Ich nahm ihr ganz ernsthaft die Hand, grif ihr an den Puls, und verordnete ihr alle Morgen Milch zu trinken.

Mein Herr, sagte ein Mägdgen, welches bey ihr war, zu mir, alle Hülfsmittel von der Welt können sie nicht zurechte bringen. Und

was

was hat sie denn für eine Krankheit? versetzte ich. Sie hat ihren Mann verlohren, gab sie mir zur Antwort; seit zwey Tagen hat er ein ander Mägdgen zu Metelin geheyrathet. In allen diesen Insuln, die demjenigen gehören, der zuerst kömmt, haben die Seeräuber eine Gewohnheit eingeführet, sich auf eine gewisse Zeit zu verheyrathen. Die Griechischen Priester, welches Bösewichter sind, keine Ehre noch Religion haben, lassen sich zu diesen Ausschweifungen willig finden. Isabella, das war der Name des Mägdgens, hatte einen Griechen von Milo geheyrathet, der mit einer Galiote fuhr. Dieser, der seiner Frau überdrüßig worden war, hatte sich drey Monate vor dem Ende ihres Contracts wiederum verheyrathet, und es war eine Schande, die auf die Isabella zurück fiel, daß sie nicht Verdienst genug besaß, ihren Liebhaber bis zu der gesetzten Zeit zu erhalten, so, daß es ihr schwer fallen dürfte, andere Männer zu finden.

Als uns nun die Freundin der Isabella die Ursache dieser Betrübnis kund gethan hatte: so schrye Clairac: beim Henker, warum sagten sie mir denn das nicht gleich. Ich hätte den Herrn Arzt nicht herkommen lassen, sie zu curiren, und wenn nichts als ein Mann nöthig ist, ihre Ehre wieder herzustellen, und sie an dem Taugenicht von einem Seeräuber zu rächen, so haben sie hier alles gefunden. Ich will

sie

sie auf acht Tage heyrathen. Und ich, sagte ich, biethe mich auf so viel Zeit vor ihre Freundin an.

Sie nahmen unsern Vorschlag ganz gerne an. Wir müssen, sagte Julia, dieses war der Name meiner zukünftigen Liebste, vor den Pappas gehen, daß er uns traue. Ich will vor den Gros-Sultan gehen, sagte Clairac. Aber vergessen sie nicht, daß es nur auf acht Tage geschiehet. Weil mir die Ceremonie des Griechischen Priesters ein wenig weitläuftig schien; so widersetzte ich mich, und sagte, daß, so bald man uns in der Insul mit einander wirthschaften sehen würde, man glauben werde, daß wir mit einander verheyrathet wären, und daß man allenfalls nur sagen dürfe, daß wir uns von dem Grosallmosenpfleger des Schiffs hätten trauen lassen. Sie willigten darein, und wir giengen alle, Clairac, Julia, ich und der Bediente, den wir mitgebracht hatten, bei Isabellen Quartier zu nehmen.

Wir lagen alle viere in einem Zimmer. Anfänglich gieng es in unserer Haushaltung ganz geruhig zu. Aber bald gieng der Teufel los. Julia, meine Liebste, war artig. Unterdessen hatte Isabella Augen, welchen ich nicht hatte widerstehen können. Wenn Clairac eben so ein Auge auf meine Frau gehabt hätte, wie ich auf die seinige, so wäre es leicht gewesen,

sen, ihm einen Tausch vorzuschlagen. Er dachte nicht also; und dieses machte die Sache schwer.

Die andere Nacht, als ich glaubte, daß alle eingeschlaffen wären, entschloß ich mich aus meinem Bette zu gehen, und mich in des Clairac seines zu schleichen. Er hörte mich gehen, und stellete sich, als ob er schliefe. Ich gieng auf die Seite, da Isabelle war, und hatte angefangen dem Clairac Hörner aufzusetzen, als der Verräther sich stellete, als ob er erwache, und wie ein Teufel zu schreyen anfieng. Isabelle wachte auf das Geschrey auf. Sie war bestürzt sich in den Armen einer andern Manns-Person, als ihres Liebstens zu befinden, und riß sich mit Gewalt aus denselben los. Meine Frau lief bei dem Lermen herzu; und weil sie mich in völliger Unzucht antraf, so nahm sie mich beim Haaren, und schlug so sehr zu, als sie nur konte. Clairac lachete mit vollem Halse, und sagte: es ist gar recht, es gehöret sich den Ehebrecher nachdrücklich zu strafen; ich liebe die Gesetze, welche die ausschweifenden Begierden im Zaume zu halten wissen. Unterdessen gieng ich wieder voller Schaam nach empfangenen Schlägen nach meinem Bette zu. Und was noch ärger war, so wolte meine eifersüchtige Frau ihr Lager nicht mehr mit mir theilen, und ich muste die übrige Nacht auf einem Stuhl zubringen. Den Morgen darauf erhielt ich meine Vergebung, und der

Friede wurde in unserer Haushaltung wieder hergestellet. Der Ritter von Cougoulin suchte uns überall. Er wuste nicht, wo wir hingekommen waren. Er hatte umsonst sich nach uns erkundiget, als er unsere Heyrath erfuhr; nachdem er an die Wohnung der Isabella gekommen war. Wir wunderten uns sehr über seine Ankunft. Es waren fünf Tage, daß wir die Annehmlichkeiten des Handels genossen. Er wünschte uns Glück darzu. Wir baten ihn, die drey Tage, da die Schiffe noch in der Rhede bleiben solten, bei uns zuzubringen. Er entschuldigte sich damit, daß er sich den Abend wiederum am Bord einfinden müsse. Den andern Tag besuchte er uns wiederum mit zwey seiner Freunden. Endlich kam die Zeit, da unser Bündnis durch die Abfarth unserer Schiffe getrennet werden solte. Wir nahmen Abschied von unsern Weibern, die uns bis an das Ufer begleiteten.

Unterdessen hätte uns der Ritter von Cougoulin bald Verdruß mit dem Allmosenpfleger des Schiffes gemacht. Er sagte im Scherze zu ihm, daß wir in der Insul ausgesprenget hätten, er habe uns getrauet. Er nahm die Sache anfangs als Scherz auf. Aber ein Jesuite, der Pater Baudry hies, wolte ihn anhetzen, sich wider uns bei Ihro Excellenz zu beschweren, daß wir der Religion gespottet hätten. Er war im Begriffe, dem Rathe des Jesuiten

zu folgen. Aber die Officiers stelleten ihm für, es wäre ein Scherz des Cougoulin, und man hätte nicht an ihn gedacht. Der Haß, den der Pater Baudry wider mich gefasset hatte, kam daher, weil ich im Scherze behauptet hatte, daß Sanctus Franciscus Xaverius niemals Jesuite gewesen wäre.

Von Argentiere giengen wir fort, und warfen bei dem Eingange des engen Constantinopolitanischen Passes, den Ueberbleibseln von Troja gegen über, bei dem Siegischen Vorgebürge, Anker. Man findet hier noch etwas von dem durch die Poeten so berühmten Ilium. Die Türken haben eine erstaunliche Menge Marmor zu Erbauung ihrer meisten Moscheen daher genommen, und dem ohngeachtet ist noch sehr viel da. Wir wurden wegen Mangel des Windes länger als sechs Wochen vor dem Eingange des engen Passes stille zu liegen genöthiget.

In dieser Zeit stieß uns eine sonderbare Begebenheit zu. Der Gesandte stieg zuweilen, sich eine Aenderung zu machen, ans Land. Er hatte eine Wache, die man ihm zur Sicherheit seiner Person gab. Einmal, als er wiederum nach seinem Schiffe gieng, merkte er, daß einer von den Soldaten mangelte, die ihn begleitet hatten.

Fast in zwey Tagen hörte man nichts von ihm. Endlich erfuhr man, daß er in einem kleinen Dorfe zwey Meilen vom Ufer wäre, er mochte nun, wie die Türken sagten, von ihm selbst dahin gegangen, oder mit Gewalt dahin geführet worden seyn. Man rufte ihn umsonst zurück. Die Türken antworteten, er wäre hingekommen, und hätte verlangt, ein Muselmann zu werden, und nunmehro müsse er es thun.

Als man ihre Hartnäckigkeit sahe, so verstellete man sich, in dem Entschlusse, ihn wieder zu bekommen, es möchte auch auf eine Art geschehen, als es nur wolle. Den Tag darauf stieg man wiederum ohne den Gesandten zu Lande. Man hatte viel Matrosen und Officiers in Chaloupen setzen lassen, und ihnen von dem Vorhaben Nachricht gegeben. So bald, als man an dem Ufer war, so kamen viel Türken nach ihrer Gewohnheit, Waaren einzukaufen, die unsere Bootsleute an sie verhandelten. Als eine gewisse Anzahl beisammen waren, so gab der Herr von Saurin, der das Schiff commandirte ein Zeichen, man bemächtigte sich fünf bis sechs Türken, und schleppete sie zu unsern Chaloupen. Unsere Soldaten, die am Ufer waren, steckten die Bajonnetter auf das Gewehr, zu verhindern, daß man ihnen nicht zu Hülfe kommen konte. Es war nicht nöthig, die andern nahmen die Flucht auf die Berge zu. Wir konten nicht mehr, als zwey davon

in unsere Schiffe bringen. Weil die andern viel stärker waren, als die, welche sich ihrer bemächtiget hatten, so rissen sie sich aus ihren Händen. Jousoupoff, ein junger Moscowiter, den es verdroß, daß derjenige, den er angehalten, ihn zu Boden geworfen hatte, schoß mit der Flinte nach ihm, als er flohe. Dieser Schuß schien das Zeichen dreyßig anderer zu seyn, die auf einmal los gingen. Doch bekam nur ein einziger Türke eine leichte Wunde am Schenkel.

Ich war in der Chaloupe des Herrn von Saurin. Ich half ihm die zwey Türken hineinschaffen, die wir als Gefangene fortführeten, und die er selbst darzu gemacht hatte. Er verrichtete eine überaus kühne That, die ihm das Leben rettete. Einer von den Türken, den er gefangen hatte, zog seinen Dolch auf ihn. Er hatte kein ander Gewehr in der Hand, als seinen Stock. Er stieß ihn solchen in die Kehle, warf ihn zu Boden, und ließ ihn durch einen Bootsknecht entwafnen. Den andern Tag brachte man uns unsern Soldaten, und wir setzten die zwey Türken in die Freyheit. Wir glaubten, daß man uns bei der Pforte unser ein wenig alzuhitziges Unternehmen verweisen würde. Aber der Grosvezier gedachte nichts gegen den Gesandten davon.

Meine Heyrath zu Argentiere hatte meine Gesundheit sehr verderbet. Ich wurde genöthiget bei dem Herrn von Andresel anzuhalten,

daß

daß es mir erlaubt seyn möchte auf den Dardanellischen Schlössern, die auf die Ueberbleibsel von Sestos, und Abydos erbauet sind, die Luft zu ändern. Ich blieb daselbst bis zur Abreise nach Constantinopel, wo wir drey Wochen hernach ankamen. Es haben so viel Leute von dieser Stadt Erzehlungen gemacht; man hat die Ceremonien bei der Audienz der Gesandten, so weitläuftig beschrieben, und die Sitten und Gebräuche der Türken sind so bekannt, daß ich mich mit dem, was ich zu Constantinopel gesehen habe, nicht aufhalten werde. Ich bin, an statt der vierzehn Tage, die ich mich daselbst aufzuhalten glaubte, 5. Monate dageblieben. Der Herr von Bonac hielt die Schiffe diese ganze Zeit auf, damit er die Moscowitischen Tractaten mit der Pforte, in Absicht auf Persien zu Stande bringen könte.

Dieses Geschäfte hat dem Herrn von Bonac überaus viel Ehre gebracht. Er wäre verdrüßlich gewesen, wenn ein anderer als er, dasselbe hätte endigen sollen. Dem Herrn von Andresel kam es wunderlich vor, daß, nachdem er zu Constantinopel angekommen war, der Marquis von Bonac den Character des Gesandten behalten wolte. Er hatte mit einem Manne zu thun, dessen Einsicht ungleich stärker, als die seinige war. Er muste alles gut heissen, was der andere wolte.

Der Herr von Andresel hatte mehr Geschicklichkeit im Umgange, als in Staatsgeschäften.

Er verstund sich auf Rechnungssachen wohl, und war ein guter Aufseher gewesen. Aber die Verrichtungen waren über seinen Horizont. Uebrigens war er rechtschaffen, grosmüthig, gefällig, gesprächig, alzuleichtgläubig, in dem was man ihm sagte, und ein wenig zu unbeständig in seinen Meynungen.

Der Marquis von Bonac hingegen schien anfänglich eben nicht so besondern Witz zu haben. Wenig Leute haben so viel, als er. Es ist ein Lux in den Geschäften. Nichts entgehet seiner Scharfsichtigkeit. Er ist fein, durchdringend, stellet sich einfältig, überhäufet seine Anverwandten, seine Freunde, und diejenigen welche ihm ergeben sind, mit Wohlthaten, ist ein ehrlicher Mann, in einem solchen Grade, als es ein Minister seyn kan, ein guter Franzose, und liebet den Ruhm seines Vaterlandes wahrhaftig. Ich habe viele Schweizer sagen hören, mit welchen ich von ihm gesprochen habe, daß man ihm seiner Gaben wegen nicht traue, und daß man von der Gröse seines Verstandes so überzeugt wäre, daß ihm diese vorgefaßte Meynung in vielen Gelegenheiten schade.

Ich hielt mich so sehr, als es mir möglich war, zu ihm, und begleitete ihn oft zu den vornehmen Türken, wo er zu Mittage speisete. Bei den Mahlzeiten habe ich mich vollends überzeuget, daß überall niemand der Religion glaubt, als das gemeine Volk, oder die allervernünftigsten Personen. Ich hatte schon in Deutsch-

land

land Lutheraner gesehen, die sehr wenig überzeugt waren. Ich wuste aus dem Grunde die Art zu denken meiner Landsleute von Stande. Die Spanier, die ich besuchet, hatten mich wenig erbauet. Ich prüfte die Türken, die Wein tranken, Schweinfleisch assen, und Fragen abhandelten, die mit dem Alcoran wenig Gemeinschaft haben.

Als ich einsmals mit dem Abt von Biron bei dem Sohn des Mahomet, Effedor Tafterdar, der Gesandter in Paris gewesen war, speisete, so gestund er aufrichtig, daß, wenn er sein Vermögen in Frankreich haben könte, er mit Vergnügen dahin gehen wolle. Und die Religion? sagte ich zu ihm. Gut, gut, antwortete er mir, rechtschaffene Leute sind von allen Religionen.

Bei diesen Mahlzeiten wurde stark getrunken, man dachte an kein Frauenzimmer, oder es war auf das allerhöchste französisch Frauenzimmer. Es ist eine entsetzliche Unhöflichkeit, wenn man einem Manne von seinem Serail, und seinen Weibern vorredet. Ihre Eifersucht gehet bis dahin. Mit den philosophischen Meynungen, die ich bei den Türken schöpfte, verknüpfte der Zufall die Bekanntschaft eines jüdischen Arztes, der Fonseca hieß. Er hatte lange Zeit in Spanien Messe gelesen, wo er Priester und insgeheim der jüdischen Lehre zugethan gewesen war. Als die Inquisition etwas darvon gehöret hatte, so ging man zu ihm, ihn beim Kopfe

zu nehmen. Zu gutem Glücke fand man nur einen seiner Brüder. Als er gehöret hatte, daß das heil. Officium in seinem Hause war, so ging er aus der Stadt, flohe nach Frankreich, und von dar nach Constantinopel, wo er öffentlich sich wieder zur Judenschaft bekennete. Ich konte nicht billigen, daß da er Jude gewesen, er unsere Geheimnisse hatte misbrauchen wollen. Was wollen sie denn? sagte er zu mir. Ich suchte mich zu verbergen, und hielt das Mittel für das allersicherste unter allen. Wenn ich in einem freyen Lande gewesen wäre, so würde ich nicht auf diese Ausschweifung verfallen seyn. Die Grausamkeiten der Inquisition haben mich darzu gezwungen. Sie hat meinen Grosvater und Vetter verbrennen lassen. Mein Vater ist nicht anders, als durch die Flucht ihren Händen entgangen. Sie hatten mich in meinem achten Jahre genommen, und getaufet, ohne daß ich wuste, was geschahe.

Als ich zu einem gewissen Alter gelanget war, wolte ich die Religion untersuchen, in die man mich aufgenommen hatte. Ich fand Dinge darinnen, die mir ungereimt vorkamen. Ich gab mir nicht die Mühe, die andern zu untersuchen, von denen ich wuste, daß sie nur in gewissen Puncten unterschieden waren. Deswegen kehrte ich zu der Religion meiner Väter, der ältesten, einfältigsten, und nach meiner Meynung vernünftigsten, zurück. Ich hatte auch öftere Unterredungen mit einem Armenianer,

einem

einem verständigen Manne, der ein starker Spinosiste war, oft, und vornehmlich nach Holland gereiset war. Ob man gleich in vielen Dingen von ihm lernen konte, so hatte ich doch ein Lehrgebäude, das dem seinigen ganz entgegen gesetzt ist. Ich habe allemal geglaubt, man müsse selbst den kläresten Begriffen entsagen, wenn man von dem göttlichen Daseyn nicht überzeugt seyn wolte. Doch glaubte er es nicht. Er schenkte mir ein sehr schönes Manuscript, das den Titul führete: Zweifel über die Religion, die man mit redlichen Gemüthe prüfet. Ich habe es auf einer Reise nach Italien verlohren.

Zu der Zeit, da ich mich auf die Weltweisheit legete, so hatte Clairac gearbeitet sich des Herzens einer jungen Person zu bemeistern. Er redete ohn Unterlaß davon, als von dem grösten Glücke der Welt. Es war die Tochter eines französischen Wundarztes, der sich seit kurzem zu Constantinopel niedergelassen hatte. Sie kam oft mit ihrer Mutter in den Pallast, dem Herrn von Andresel den Besuch abzustatten, und ich merkte, daß Ihro Excellenz sie nicht mit gleichgültigen Augen ansahe. Ich gab es dem Herrn von Clairac zu verstehen, der mich für einen Phantasten erklärete. Die Zeit rechtfertigte mich bald, und entdeckte andere Dinge, die ich niemals vermuthet hatte.

Der Hofmeister des Gesandten bat einsmals die Madame Varin und ihre Tochter, so hieß

diejenige, die Clairac liebete, zu Gaste. Die Mahlzeit solte in dem Hause des Hofmeisters eingenommen werden, und der Gesandte allein darbei seyn. Ich weiß nicht, wie Clairac solches erfuhr. Er erzehlte mir aber die Sache, als eine Person die empfindlich ist. Ich trug ihm an daran mit Antheil zu nehmen, ohne daß es der Gesandte verhindern solte, indem wir sie überfallen wolten, wenn sie bey Tische seyn würden, unter dem Vorwande, daß wir ein Frauenzimmer besuchen wolten, die Madame Julian hieß, und in eben dem Hause wohnete.

So bald als der Gesandte aus dem Pallast war, und wir glaubten, daß er zur Tafel wäre, so gingen wir grades Weges nach dem Zimmer, wo das Gastmahl war. Wir fanden die Gäste, da sie im besten speisen waren. Ew. Excellenz werden uns vergeben, sagte der Ritter von Clairac. Wir gingen zur Madame Julian, und wir hätten nicht geglaubt, daß sie hier seyn würde. Setzen sie sich nieder Herr Ritter, sagte er zum Clairac, und langen sie mit dem Marquis zu. Wir liessen uns nicht weiter bitten. Wir setzten uns zu Tische, und trunken weidlich nach unserer Gewohnheit.

Es war diese Nacht Ball bei dem englischen Gesandten. Wir vermutheten, der Herr von Andresel werde sich mit der kleinen Varin ver-

klei-

kleiden. Es war auch sein Vorsatz. Aber weil er unkennbar seyn wolte, so sagte er bei dem Ende der Mahlzeit zur kleinen Varin, ich will sie, wenn es ihnen belieben wird, zu ihrer Mutter führen. Wir hatten nichts zu antworten. Wir nahmen auch von ihm Abschied, und fragten ihn, ob er niemanden auf den Ball schicken wolle. Machen sie sich fein lustig, sagte er zu uns. Was mich anbelanget, so werde ich mich zu Bette legen. Absonderlich sagen sie niemanden von unserer Gasterey etwas.

Gleich darauf gingen wir auf den Ball. Eine Stunde hernach sahen wir zwey Masquen herein treten, die wir gleich für den Gesandten und die Varin hielten. Clairac suchte mit ihr zu reden. Aber es war schwer, weil ihr der Herr von Andresel nicht von der Seite kam. Als ihn endlich ein Frauenzimmer zum tanzen aufgefordert hatte, so blieb Varin alleine. Clairac ersahe sich diese Zeit mit ihr zu sprechen, und weil dieses mit einiger Hitze geschahe, so merkte er nicht, daß der Gesandte, welcher getanzt hatte, ihm hinter den Rücken zuhörete.

Er fuhr fort eine Sprache zu reden, welche seinem Nebenbuhler zu verstehen gab, er irre sich, wenn er glaube daß er der einzige wäre, der die Gunst der Varin besessen hätte. Weil ihm das, was er gehöret hatte, empfindlich war, so ging er vom Balle, ohne daß man solches gewahr

wurde, und ließ seine Liebste zurück, welche, als sie ihn nicht mehr sahe, ihn vergeblich suchte, und die rechte Ursache vermuthete.

Weil die Begebenheit nicht in geheim hatte geschehen können, so waren mehr Personen darein verwickelt, als man geglaubet hatte. Der junge Marquis von Andresel war in gröster Verwunderung, daß er einen Nebenbuhler an seinem Vater finden solte. Sich zu rächen, zeigte er etliche zwanzig Briefe von seiner Prinzeßin auf. Vieville ärgerte sich noch mehr. Sie hatte ihm eine Eheverschreibung gegeben. Als endlich die Sache untersuchet und an Tag gebracht wurde; so kam es heraus, daß sie seit drey Monaten vier Liebhaber bei der Nase herumgeführet hatte, bei denen sie geschlafen, und ohne die Entdeckung auf dem Balle noch länger unterhalten hätte.

Weil unsere Abreise vor der Thüre war, so machte ich mir einen Weg bis an das schwarze Meer, und als ich zurück kam, so schiffeten wir uns zwey, oder drey Tage darauf nach Toulon ein. Ich kam den sieben und zwanzigsten Tag unserer Abfarth von Constantinopel mit dem Herrn von Bonac da an, ohne daß wir an einem Orte stille gehalten hatten.

Ende des andern Buchs.

Leben
des Herrn Marquis
von Argens

Drittes Buch.

So bald als ich bei meinem Vater war, muste ich einen Stand annehmen, den ich bisher zu vermeiden gesucht hatte. Die gegenwärtige Beschaffenheit meiner Umstände nöthigte mich meine Familie zu schonen. Ich wurde Advocat, und kurz darauf kaufte mir mein Vater eine Würde, den Dienst zu erlangen, dessen ich nöthig hatte, einmal Parlementsgeneralprocurator zu werden. Was meinen Vater veranlasset hatte mich der Rechtsgelahrheit zu widmen, war das Verlangen, in seiner Familie das Amt zu erhalten, damit er bekleidet war. Die Erlernung einer Wissenschaft angenehm zu machen, die mir so ernsthaft vorkam als das Recht, verliebte ich mich in ein junges Bürgermägdgen, die auf einem Gute meines Vaters lebte.

Ich durfte nicht lange schmachten. Die Eitelkeit von dem ältesten Sohne des Herrn geliebet zu werden, hätte sie allein sich zu ergeben schlüßig gemacht. Ich liebte noch nicht würklich. Aber ich wunderte mich, als ich mich eben in den Umständen des Ritters von Clairac mit der Varin befand. Hannchen, so hieß sie, hatte insgeheim den Sohn eines Pachters von meinem Vater zum Liebhaber. Er war

glück-

glücklich, und ich muste das Geld hergeben. Ich beschloß, mich an niemanden mehr als Frauenzimmer vom Stande zu machen. Ich schmeichelte mir dasjenige bei ihnen zu finden, was ich nirgends angetroffen hatte. Bald wurde mir der Irrthum benommen. Mademoiselle D. an welche ich mich machte, und welche sich für mich bei einer gewissen Versorgung geschickt hätte, ließ sich den Antrag, den ich ihr that, gefallen. Ich glaube sie würde es nicht übel nehmen, wenn ich sie von ihren Eltern verlangen liesse. Ich hatte schon bei den Meinigen zuhören lassen, als ich vernahm, daß ich einen Nebenbuhler, und zwar einen geliebten Nebenbuhler hätte.

Die wenige Treue des Frauenzimmers war mir empfindlich, und ihr Charakter machte mich aufsetzig, so, daß ich beschloß, mich gänzlich auf das Studiren zu legen, und ich fieng an vor Gerichte mit Beifall vorzutreten. Die erste Sache, die ich auszumachen hatte, war ziemlich besonders. Ein parisischer Pastetenbecker der von Origny hieß, hatte sich zu Marseille niedergelassen. Er war in seiner Kunst fürtreflich, hatte aber auch andere Geschicklichkeiten. Die Natur hatte ihn ganz besonders mit verborgenen Verdiensten versehen, und niemal hatte ein Centaurus dergleichen getragen. Es mochte nun Eitelkeit seyn, oder er mochte einigen Vortheil darvon haben, er war gewohnet den

mei-

meisten Mägdgen, die zu ihm kommen, solches zu zeigen. Einige waren darüber nicht unwillig, andere machten sich solches zu Nutze, andere ärgerten sich daran. Eine andächtige, die von dieser Zahl war, beschwerte sich deswegen bei der Bürgermeistern. Sie liessen den von Origny setzen, und verdammeten ihn zu tausend Thalern Strafe, und daß er drey Tage in der Marktstunde auf den Esel reiten solte. Von Origny appellirte von diesem Urthel an das Parlement. Ich war ihm bedient, und gewann seinen Proceß. Diese Sache, die im Grunde ein Scherz war, machte, daß ich an meiner Profeßion einen Geschmack fand. Man gab mir Beifall. Nichts schmeichelt jungen Leuten mehr. Ich wolte zeigen, daß ich zu etwas ernsthaftern geschickt wäre. Ich nahm eine der Umstände wegen sehr wichtige Sache über mich. Ein junger Mensch aus der Provence von gutem Hause, war nach Lausanne gegangen, wo er die Religion geändert, und ein Mägdgen aus dem Lande geheyrathet hatte. Als er wiederum nach Frankreich zurück gekommen war, so schwur er sich los. Seine Frau kam kurz darauf nach, die Fortsetzung ihrer Ehe zu verlangen. Ich hatte vor den Leuten des Königs den Vortrag. Weil mir durch die Befehle die Hände gebunden waren, und ich nicht anders konte als die Ehe für nichtig zu erklären, so that ich es auf solche Art, daß ich die Richter nöthigte diesen jungen Menschen zu einer Geldstrafe,

und ansehnlichen Schadloshaltung zu verdammen.

Diese Sache machte viel Aufsehens. Sie wunderten sich, daß ich bei meiner bisherigen Lebensart mich in den Wissenschaften hatte so feste setzen können. Ich beschloß auch mich gänzlich darauf zu legen. Romanen, Erzehlungen, alles wurde von meiner Studirstube verwiesen. Locke kam an die Stelle der Madame Villedieu, Gassende, und Rohault, anstatt der Clelie und Astree. Ich lernte, mir in meinen Freystunden ein Vergnügen zu machen, die Musik, und das Mahlen, und in 18. Monaten Zeit, machte ich mich so geschickt, daß ich keiner Anführer aus dem Lande mehr nöthig hatte. Ich habe es seit dem in der Mahlerkunst weit höher gebracht, und eine Reise nach Italien gethan, mich nach Möglichkeit darinnen vollkommen zu machen. Eine so glückliche Zeit muste endlich aufhören. Ich war geboren, ein beständiges Spiel des Eigensinnes, der Liebe und des Glückes zu seyn. Die Operisten von Marseille kamen nach Aix, drey Monate daselbst zuzubringen. Die Schaubühne solte mir noch einmal Unglück bringen. Ich ging seit den zwey Jahren, als ich aus Constantinopel zurücke gekommen war, so wenig aus, daß sich meine Freunde wunderten, mich bei der ersten Vorstellung der Oper zu sehen. Wie! sagten sie, Sie lassen sich auch wieder in der Welt sehen? Sie müssen es auch also machen wie die

andern.

andern. Wir sind ihrer sechs, die wir den Abend mit Frauenzimmer speisen. Sie sollen auch da seyn. Ich bin es zufrieden, sagte ich zu ihnen. Meine Philosophie bequemt sich zu allen.

Als wir aus der Oper gingen, begaben wir uns zu der Catalane, die Abendmahlzeit da einzunehmen. Man nennete die erstere Actrise also, die auch Italiänische Arien sang. Diejenigen, welche die Schaubühne kennen, wissen den Unterschied, der sich in den Sitten der Comödianten, und der Operisten äusert. Man kan sagen, ohne eine Vertheidigungsschrift der Comödiantinnen aufzusetzen, davon wenige verdienen als Jungfern unter die Heiligen versetzt zu werden, daß zwischen ihnen und dem Operfrauenzimmer ein gröserer Unterschied ist, als zwischen den Vestalischen Nonnen, und alten römischen Beischläferinnen. Man kan nicht sagen, wie sehr die Ueppigkeit unter den letztern herrschet, und die Zeit über, da ich bei ihnen gelebt, habe ich allezeit Dinge gesehen, die mir erstaunlich vorgekommen sind.

Unsere Mahlzeit war nicht die ehrbarste. Ich saß neben der Catalane. Ich fand, daß sie gezogener war, als die andern. Sie war es auch in der That. Um sechs Uhr des Morgens ging ein ieder nach Hause. Den Tag darnach ging ich wieder zu der Catalane. Ich bildete mir ein, daß das Vergnügen sie singen zu hö-

ren, mich dahin zog. In der That, ich empfand noch nichts, worüber sich mein Herz hätte beunruhigen sollen.

Unterdessen gefiel mir meine Studierstube nicht mehr wie sonst. Ich hatte mir das zerstreute Wesen wieder angewöhnet, das man in weitläuftigen Geselschaften bekommt. Ich speisete alle Abende mit dem Opernfrauenzimmer. Es hatte sich eine iede von dem ersten Abendessen an mit einem sogenannten Liebhaber versehen, und Gott weiß, ob sie es an einen bewenden liesen.

Einer von meinen guten Freunden, mit Namen von Jouques hatte die Campourse auf seine Rechnung genommen. Sie war artig, liebenswürdig, aber auser aller Mase verbuhlt. Ihr Liebhaber hingegen hatte einen vollkommnen guten Character. Er war aufrichtig, grosmüthig, dienstfertig, und ganz besonders gefällig, und vereinigte mit diesen Eigenschaften viel Verstand. Seine Gebieterin hielt sich mit der Catalane in einem Hause auf. Dieses brachte uns auf den Einfall, Ergötzungen anzustellen, die nicht so viel Aufsehens machen, als unsere Schmausereyen. Wir beschlossen alle viere allein zu speisen, so oft wir nur könten.

Die Catalane war verheyrathet, und hatte, was das schlimmste war, wider die Regeln,

und

und den Wohlstand der Schaubühne, einen eifersüchtigen Mann. Wenn er ruhig seyn solte, so muste man ihn dahin bringen, daß er keinen Argwohn schöpfen konte. Er war ein groser Liebhaber vom Weine. Ich überredete ihn, daß dieses die einzige Leidenschaft sey, der ich unterworfen wäre. Ich sagte ihm sogar im Vertrauen, daß eine mir zugestossene Unpäßlichkeit mich untüchtig mache Frauenzimmer zu besuchen. Daß der Verdruß mich seit einer gewissen Zeit auf die Gedanken, der Welt gar entsagen zu wollen, gebracht hätte. Daß ich aber endlich geglaubt hätte, man könne auch ohne sie ganz glücklich leben. Ich überzeugte ihn von dem was ich sagte so gewiß, daß er mir nachgehends erstaunliche Beweise seiner Leichtgläubigkeit gegeben hat.

Ich war alle Tage bei Leuten, die aus dem zärtlichseyn ein rechtes Handwerk machten. Es war schwer, daß ich lange gleichgültig bleiben solte. Ich liebte die Catalane, ohne es zu wissen, und ich wunderte mich, als ich sahe, wie weit ich schon gekommen war, ohne Achtung darauf zu geben. Sie fand so viel Geschmack an mir, als ich an ihr fand.

Es war uns ganz leicht einander zu überreden, daß wir uns liebeten. Der erste wesentliche Beweis, den wir einander davon gaben, war in ihrem Zimmerchen. Wenn der Mann

mich da hätte sehen können, würde er ohnfehlbar die Meynung, die er von mir hatte, haben fahren lassen.

Seit dem Tage sahe ich meine Bücher nicht anders als mit Abscheu an. Ich wunderte mich, wie mir eine Profeßion hatte gefallen können, die sich nach meiner Meynung, nur für einen Schulfuchs schickte. Der Stand eines Rechtsgelahrten kam mir entsetzlich für. Das was mir ihn noch mehr verhaßt machte, war der Zwang, darinnen er mich zu leben nöthigte. Meine Familie stellete mir ohn Unterlaß für, daß ein Mensch, der Generalprocurator werden solte, eine Aufführung haben müste, die regelmäsiger heraus käme, und ich versprach mir selbst nicht eine Profeßion weiter fortzusetzen, die mich zum Sclaven von tausend Gewohnheiten machte, die ich für lächerlich hielt.

Die Catalane hatte, noch ehe ich nach Aix gekommen war, einen Liebhaber gehabt, ich wuste es wohl, ich hatte mit ihr davon gesprochen, und sie hatte mir das Wort gegeben, ihn mir aufzuopfern. Sie hielt das Versprechen, und ich wuste es ihr um so viel desto mehr Dank, als das Opfer viel auf sich hatte. Sie verließ einen Generalpachter gegen einen Menschen der noch in väterlicher Gewalt war. Gemeiniglich bedenket sich das Opernfrauenzimmer bei einem solchen Paare nicht lange. Aber dieser war nicht der gefährlichste Nebenbuhler.

Zu der Zeit, da sie diesen Menschen auf ihrer Rechnung hatte, liebte sie insgeheim eine junge Person die Gantaume hieß. In der That, wenn eine Untreue zu entschuldigen ist, so ist sie es in dem Falle. Der Generalpachter mit Namen Briches, war eine der heßlichsten Mannspersonen in Frankreich. Er zwang sich einen Witzling fürzustellen, und der Taugenicht, wie gewöhnlich seines gleichen sind, hatte kein anderes persönliches Verdienst, als daß er auserordentlich reich war. Der andere hingegen war liebenswürdig, und hatte ein gutes Ansehen. Er kam nach Aix seine Gebieterin zu besuchen. Man sagte ihm, er wäre verrathen. Er beklagte sich, und fand Mittel wider mein Wissen Erlaubniß zu verschiedenen vertrauten Unterredungen zu erhalten. Als ich es endlich erfahren hatte, so wolte ich schlechterdings mit ihr brechen. Sie erbot sich, mir diesen andern Liebhaber aufzuopfern, wie sie es mit dem ersten gemacht hatte. Ich willigte darein, sie hielt mir Wort, und gab dem Gantaume den Abschied. Als die Operisten nach Marseille gegangen waren, folgte ich meiner Gebieterin nach. Unterdessen muste ich auf sieben bis acht Tage nach Aix wieder zurück kehren. In meiner Abwesenheit gingen viel besondere Sachen vor. Der Graf von Vintimille, mit dem ich bisher ganz einig gewesen war, und welcher oft nebst mir bei der Catalane speisete, wurde in sie verliebt. Er machte

seine Dinge so gut, daß sie ihm meinen Plaz gab. So bald als meine Sachen zu Stande waren gebracht worden, reisete ich mit der Post nach Marseille. Meine Gebieterin, die sich meiner nicht versahe, hatte sich meine Abwesenheit zu Nutzen gemacht, den Vintimille glücklich zu machen.

Ich ging, so bald als ich vom Pferde herab gestiegen war, zu ihr, und fand sie mit Vintimillen in einer Stellung die keine Zeugen braucht. Sie hatten sich beide niedergeleget. Der Anblick verursachte mir eine unbeschreibliche Bestürzung. Ich konte mich nicht enthalten dem Grafen von Vintimille einige beisende Reden zu geben. Die Tapferkeit ist niemals sein Werk gewesen. Alles wurde in Güte beigeleget. Ich stieg wieder zu Pferde, und ritt fort, und zwar meine Grillen zu vertreiben, auf die Güter einer meiner Schwestern, die mit dem Baron von der Garde verheyrathet war, mit dem ich allemal vollkommen wohl gelebet, und dem ich so gar vieles zu danken habe.

Wenig Tage darauf bekam ich von meinen Vater einen Brief, in welchem er mir schrieb, ich solle nach Hause kommen, und mit ihm eine Reise nach Paris thun. Die Zeit über, die ich zu Paris zubrachte, beschäftigte ich mich mit der Musik und dem Mahlen. Ich ging alle Tage auf die Academie zu zeichnen, und machte mit dem Herrn Case, einem der grösten Mahler,

ler, die iezo in Europa sind, Bekanntschaft. Als die Sachen meines Vaters in Richtigkeit waren, ging er nach der Provence zurücke, wohin ich ihn begleitete.

Mein Herz blieb zwey oder drey Monate müßig. Aber bald suchte die Liebe alles ihr Recht daselbst wiederum hervor. Ich besuchte eine meiner Schwestern, eine Kostgängerin in der Abtey des heiligen Bartholomäus. In dem Sprachsaale, da wir waren, erblickte ich ein junges Mägdgen, dessen Züge mit dem Pinsel gemacht zu seyn schienen. Sie hatte ein besonders freundliches Ansehen. Ich fragte meine Schwester, wie sie hiesse? Sie sagte mir, es wäre die Tochter eines Kaufmanns von Marseille, der ein Banqueroute von zwey mal hundert tausend Thaler, wegen des Verlusts zweyer Schiffe gemacht hätte. Daß ihre Mutter einen Proceß zu Wiedererlangung ihres Eingebrachten führe, und daß sie ihre Tochter, die sonst Kostgängerin in diesem Kloster gewesen wäre, wieder dahin, bis zur Endigung ihrer Sache, gethan habe.

Ich bat meine Schwester mir ihre Bekanntschaft zu verschaffen. Weil sie sehr gute Freundinnen waren, so stellete sie mich ihr für. Ich bot ihr das wenige Ansehen an, das ich haben könte, ihrer Mutter in dem Processe behülflich zu seyn. Sie dankte mir auf die höflichste Art

von der Welt. Ich erkundigte mich, ehe ich wegging, um welche Zeit sie ordentlich im Sprachsaale wäre. Sie sagte zu mir, ihre Mutter käme alle Tage um zwey Uhr sie zu besuchen. Den morgenden Tag ging ich wieder dahin, und fand sie beisammen. Ich bot der Mutter alles an, was auf mich ankommen könnte, und sezte hinzu, daß mich meine Schwester gebeten hätte, die Sache mit so vielem Feuer zu treiben, als es mir nur möglich wäre, und daß die Freundschaft, die sie für ihre Tochter hätte, sie auf eine so zärtliche Art an ihrem Processe Antheil zu nehmen veranlasse, als ob es eine Sache wäre, die sie beträfe. Die Unterredung wurde allgemein, und die Sprachsäle wurden voller Leute, ich sahe Mademoiselle von Besaudin mit mehrerer Freyheit. Weil ihre Mutter genöthiget wurde, bei ihren Richtern einzukommen, so sahe ich mich gemüßiget, sie zu verlassen, und als sie fortging, so bat ich meine Schwester, sie dahin zu vermögen, daß sie noch ein wenig dabliebe. Sie that es aus Gefälligkeit, und ich ging so spät aus der Abtey, als es mir nur möglich war. Das Zimmer, darinnen sie schlief, ging auf die Gasse. Ich meldete meiner Schwester, daß ich die Nacht kommen, und ihr eine Musik bringen würde. Ich verspreche es euch, sagte sie zu mir, wenn ihr kommt, sie zu überreden, daß sie an das Fenster treten soll. Sie hielten mir alle beide Wort. So bald als meine Musi-

canten

tanten angefangen hatten, erblickte ich etwas helles, bei dessen Schein ich zwey Personen sahe, die mir winkten, ich solle nicht reden. Ich ließ es wohl bleiben. Einen Augenblick darauf, waren mehr als zwanzig Nonnen an Fenstern. Ich blieb allemal in meinen Mantel eingewickelt, und man wuste in der Abtey nicht, daß ich dieses Ständgen angestellet hatte.

Den morgenden Tag ging ich wiederum ins Sprachzimmer. Ihre Mutter war den Augenblick weggegangen, und weil meine Schwester noch nicht herunter gekommen war, so wandte ich diesen Augenblick darzu an, daß ich ihr meine aufrichtige Meynung sagte. Sie hörte mich ohne Widerwillen an. Ich bat sie mir zu erlauben, daß ich nach ihr fragen möchte, wenn ich meine Schwester besuchen würde. Sie antwortete mir, sie dürfe nicht schlechterdings an das Gegitter gehen wenn sie wollen, gewöhnlicher Weise aber wäre sie um diese Zeit da. Das war mir gnug gesagt. Ich fuhr auch beinahe einen Monat fort, alle Tage hin zu gehen. Die Künste und Wissenschaften hatte ich zum andernmal an den Nagel gehangen.

Kaum war ich verliebt, als mir alles, ausgenommen meine Gebieterin, überlästig wurde, und ich war in der That von der Besaudin gerühret. Ich glaube sogar, daß ich nach Silvien niemanden so sehr als sie geliebt habe.

In-

Indem der Proceß der Mutter bald zu Ende gehen solte, so nahm sie ihre Tochter aus dem Kloster, und wolte gehen, bei ihren Richtern einzukommen. Sie meldete mir, daß sie nicht wiederkommen werde. Diese Nachricht machte mir viel Kummer, wegen des Zwanges, in dem ich inskünftige mich befinden würde, wenn ich mit ihr würde reden wollen. Die Liebe gab mir ein Mittel ein, welches machte, daß das, was mir schaden solte, mir überaus vortheilhaftig wurde. Ich dachte, daß ich sie unter dem Vorwand des Processes, bei ihrer Mutter zu sehen bekommen würde, den sie sehr zu Herzen nahm. Ich ging nach meinem gemachten Entwurf dahin. Sie erwies mir viel Höflichkeiten, und bat mich, ich möchte meine Bemühungen fortsetzen, und setzte hinzu, sie wisse wohl wie wenig sie meine Achtung verdiene; aber sie hoffe, daß das Bitten meiner Schwester mehr als das ihrige, ausrichten werde. Ich versprach ihr, alle Tage von dem, was mir die Richter sagen würden, Rechenschaft zu geben, und ich wurde von dem Augenblicke an, ihr förmlicher Anwald. Ich sahe alle Tage die Tochter. Ich las in ihren Augen und in ihrer Aufführung, daß ich ihr nicht gleichgültig war. Nach zwey Monaten Aufwartung, war ich so glücklich, daß ich von ihr selbst das Geständnis bekam.

Das Vergnügen geliebt zu werden, und des-

sen

sen versichert zu seyn, verdoppelte meine Zärtlichkeit. Unterdessen war mein Schicksal dieses, daß ich allezeit verliebt, und allezeit gequälet seyn solte. Ich erfuhr, daß meine liebe Besaudin vor mir einen Liebhaber gehabt hatte. Ich redete mit ihr davon. Sie gestund es mir aufrichtig. Sie haben nicht Ursache sich zu beklagen, setzte sie hinzu. Auser, daß ich sie nicht lieben konte, ehe ich sie kannte, so war der Liebhaber, den sie mir vorrücken, von meiner Familie berechtiget, die ihn als eine Person betrachtete, welche einmal mein Gemahl werden könte. Als nach dem Umsturze meines Glücks, mein Vater genöthiget wurde in fremde Länder zu gehen, so schien sich mein Liebhaber nicht an den Verlust meines Vermögens zu kehren. Ich dankte ihm für seine Uneigennützigkeit sehr. Bisher hatte ich ihm nur Gehör gegeben, weil es meine Familie gebot. Ich fieng an ihn würcklich zu lieben. Der Undankbare verdiente die Zärtlichkeit nicht, die ich für ihn hatte. Denn nachdem er mich verhindert hatte, viele Partheyen anzunehmen, die sich meiner Umstände ungeachtet, für mich ereignet hatten, so verheyrathete er sich, nachdem er eine vortheilhaftige Versorgung gefunden hatte. Sein Verfahren ging mir so nahe, daß die Verachtung, zu der mich sein Character veranlassete, wegen des erlittenen Verlusts wiederum aufrichtete.

Ich wuste, daß das, was sie sagte, die Wahrheit war. Also fand ich darinnen nichts, das meine Empfindlichkeit hätte beunruhigen können. Wenn die Liebe mir erlaubt hätte einige Ueberlegung zu haben; so hätte ich glauben müssen, daß die Verbindung, auf welche ich dachte, zu weit gehen würde. Das Exempel der Silvie solte mich von dem Unglück überführen, das die grosen Leidenschaften nach sich ziehen. Aber ich war nicht mehr im Stande einige Betrachtung anzustellen. Die Neigung, die ich zur Besaudin hatte, war allzuheftig, als daß ich sie hätte unterbrechen können, und an statt d ß ich hätte denken sollen wieder zu rechte zu kommen, so bekümmerte ich mich um nichts, als wie ich mich noch mehr beliebt machen, und Gunstbezeigungen, als den Preis und den Endzweck der Liebe erlangen möchte. Ich hatte zwey Schwürigkeiten zu überwinden, die Klugheit meiner Gebieterin, und die Klugheit ihrer Mutter, die sie nicht verließ. Auf lange Zeit kam ich aus einer von dieser Noth.

Ihre Mutter fiel in eine Krankheit, welche ihr die Sorgen des Processes halber zuzogen. Sie war beinahe vier Tage zwischen Leben und Tod. In ihrer Krankheit nahm ich mich ihrer also an, als ein Sohn hätte thun können. Ich gab ihr selbst ihre Arzney ein, und sorgte für ihre Brühsuppen. Ich wurde als ein Freund vom Hause angesehen. Also gab niemand

auf

auf meine Aufführung Acht. Ich sahe meine Gebieterin so oft als ich wolte, ich brachte Tag und Nacht bei ihr zu, ich sprach ihr in Absicht auf die Gesundheit ihrer Mutter Trost zu, und machte ihr Hofnung, daß ihre Krankheit nicht tödtlich wäre.

Ich vergaß in allen den Reden nicht, so viel Zärtlichkeit anzubringen, als ich konte. Die Besaudin liebete mich, sie war jung, sie hielt mich für einen rechtschaffenen und verschwiegenen Menschen. Ich befand mich ganze Nächte bei ihr alleine, oder nebst einem einzigen Bedienten. Die Gelegenheit war gefährlich. Ich that ohn Unterlaß Anfälle. Sie vertheidigte sich eine Zeit. Endlich gab sie verloren.

Ihr Götter! was für Schönheiten und Reizungen erblickte ich in dem Augenblicke. Unter allen Frauenzimmer, das ich geliebet habe, ist dieses dasjenige, bei welchen ich das meiste anzügliche gefunden habe.

Als ihre Mutter anfieng ihre vorige Gesundheit wieder zu erlangen, so kam sie länger, als in sechs Wochen nicht aus dem Bette. Wie kurz ist diese Zeit für einen Liebhaber, und zwar für einen glücklichen Liebhaber! Da sie gänzlich wieder hergestellet war, befand ich mich in einem weit grösern Zwange. Aber weil, wenn einmal ein Anfang gemacht worden,

viel Gelegenheiten nützlich werden, die bei dem Anfange einer Leidenschaft wenig Vortheil schaffen, so fand ich oft das Mittel meine Gebieterin insgeheim zu sprechen. Mein Glück vollkommen zu machen, so gewann die Mutter, der ich mich warhaftig annahm, ihren Proceß, nebst den Unkosten, ausgenommen einen Nebenumstand von weniger Wichtigkeit, den die Gerichten nochmals untersuchen wolten. Also schien es, als ob das Parlement sich mit meiner Liebe verstünde, und einen Vorwand suchte, der Madame Besaudin und ihrer Tochter, Einhalt zu thun.

Es war Zeit, daß sich mein Glücksstern wieder einmal regte. Ich genoß einer allzuvollkommenen Glückseligkeit. Ein alter, heßlicher, unansehnlicher, wunderlicher, eifersüchtiger, aber reicher Kaufmann mit Namen Mery, wurde in meine Gebieterin verliebt. Er ließ bei ihrer Mutter um sie anhalten. Sie nahm das Anerbieten mit Vergnügen an, und glaubte, daß ihre Tochter auch also dächte. Sie gerieth in eine grose Bestürzung, als, da sie ihr solches entdeckt hatte, sie sich mit Thränen zu ihren Füssen warf, und sie bat, sie möchte sie doch nicht zur unglücklichsten Person von der Welt machen. Sie stellete ihr für, daß sie lieber in das Kloster gehen wolle, als in eine dergleichen Heyrath einwilligen.

Als ich zu ihr kam, fand ich sie in einer ungemei-

gemeinen Betrübnis. Die Mutter schien mir auch etwas im Kopfe zu haben. Ich fragte sie alle beide um die Ursache. Sie sehen meine Tochter, sagte die Madame Besaudin zu mir. Sie will ihr Glücke aus Eigensinn verscherzen. Ein Mann, der so reich wie ein Crösus ist, will sie heyrathen, und der Mademoiselle kömmt er zu alt für. Ich hatte alle ersinnliche Stärke nöthig, die Bewegungen zu verbergen, die mir diese Nachricht verursacht hatten. Madame, sagte ich zu ihr, wenn man auf eine Zeitlebens daurende Versorgung denket, kan man solches nicht gnug überlegen. Ein wenig Liebe muß doch in einer Haushaltung seyn, oder sie wird in kurzen sehr traurig. Darzu ist Geld nöthig, antwortete sie mir. Es muß in der Küche wohl stehen, und hernach findet sich die Liebe, wenn es möglich ist.

Da sie iezo eine ganze Predigt von Sprüchwörtern anfangen wolte, mit denen sie eben nicht sparsam war, meldete man ihren Anwald, der zu einem ihrer Richter gehen wolte. Mein Herr, sagte sie zu mir, sie sind unser guter Freund; bemühen sie sich, sie zu überreden. Sie wird das Glück, das sie aus den Händen lässet, nicht wieder finden. So bald sie weg war, fieng meine Gebieterin an zu weinen. Ich bemühete mich, sie zu trösten. Nein, sagte sie zu mir, ich will mich in ein Kloster begeben, mein Entschluß ist gefasset. Ey, was! sagte

ich zu ihr. Sie wollen mich in Verzweifelung stürzen? Wie! sie verlassen mich auf ewig. Mich, ihnen zu erhalten, sagte sie zu mir, will ich eine Nonne werden. Da ich vor sie nicht habe leben können, so will ich niemanden zugehören. Das, was sie mir sagte, war ziemlich angenehm, und hätte mich zu etwas mehrern bringen können. Aber seit Silvien hatte ich fast beschlossen, an keine ungleiche Heyrath mehr zu denken, und bei diesem Entschlusse bin ich bei allen Anfällen, die man auf mich gethan hat, standhaft geblieben. Ich wolte, sagte ich zu ihr, daß ich Herr von meinem Schicksale und meiner Hand wäre. Aber ich stehe unter einem Vater und einer Mutter. Ich habe kein Vermögen, als das, was sie mir geben wollen. Ich würde sie unglücklich machen, wenn ich sie heyrathen wolte, und meine Zärtlichkeit würde nichts gethan, als ihnen eine ansehnliche Versorgung aus den Händen gerissen haben. Was! sagte sie zu mir, sie rathen mir dieses Ungeheuer zu heyrathen! Nein, antwortete ich ihr. An statt es ihnen zu rathen, würde ich verzweifeln, wenn die Sache geschehen solte. Was soll ich denn thun, fuhr sie fort. Ich kenne meine Mutter. Es ist eine Furie, die mir auf allen Tritten nachgehen wird.

Der Himmel, sagte ich zu ihr, giebt mir einen Anschlag ein. Geben sie ihrer Mutter zu verstehen, daß sie eine vortheilhaftigere Ver-

sorgung hoffen. Ich lasse es mir gefallen, daß sie mich nennen, wenn sie weiter in sie dringet. Was für Wahrscheinlichkeit ist es, sagte sie, daß sie dergleichen Reden Gehör giebt? Sie werden zu nichts dienen, als Argwohn bei ihr zu erwecken, und vielleicht mich abzuhalten, sie zu sehen.

Ihre Mutter kam noch eher zurück, als wir etwas ausgemacht hatten. Sie redete mit mir wiederum von Mery, und bei dem Tone blieb sie vierzehn Tage. Sie zwang sie sogar Besuche von diesem sechzigjährigen Greise anzunehmen. Ich war der Zeuge von den meisten, und ob ich gleich des Verdrusses wegen, den sie meiner Gebieterin machten, dieselben ungern sahe, so konte ich mich doch nicht enthalten, bei mir selbst über die Rolle, die er spielte, zu lachen. Endlich wurde die junge Besaudin der beschwerlichen Aufführung ihrer Mutter überdrüßig, und wagte es, sich des Kunstgriffes zu bedienen, den ich ihr gesaget hatte. Die Mutter besaß überaus viel Eitelkeit. Das, was ihr ihre Tochter sagte, schmeichelte ihr. Meine Gebieterin sahe sich dadurch auser aller Noth, und ich befand mich in einer entsetzlichen Verwirrung.

Die Madame Besaudin setzte mir in Gegenwart ihrer Tochter den Daumen so scharf aufs Auge, daß ich mit der Sprache heraus

muste. Ich gestund alles, was ich ihr gesagt hatte. Aber ich setzte hinzu, sie müste mit ihrer Tochter zu ihrem Manne nach Livorno gehen. Ich wolle ihr in vierzehn Tagen bis drey Wochen nachkommen, unter dem Vorwande, nach Rom zu gehen, und da würde es uns leicht seyn, uns einander zu heyrathen, ohne daß es jemand vermuthen könte. Die Mutter willigte in das, was ich ihr sagte, und weil sie besorgte, ich möchte meinen Entschluß ändern, so reisete sie drey Wochen darauf ab.

Meine Gebieterin war über die Maaßregeln, die ich genommen hatte, erfreut. Wir wurden einig, daß wenn sie bei ihrem Vater seyn würde, sie ihn dahin bringen wolle, daß er die Heyrath des Mery rückgängig machen solle, daß sie hernach sagen würde, ich hätte geschrieben, meine Familie wolte mich nicht reisen lassen, und daß sie nach Frankreich kommen solle, wo wir ihre Mutter allezeit mit der Hofnung unserer Versorgung unterhalten wolten. Der Tag unserer Einschiffung brach an, ich reisete von Marseille ab, wohin ich sie begleitet hatte, und gieng nach Aix zurück. Sie war fünf Monate zu Livorno, und diese Zeit über giengen seltsame Empörungen in meinem Herzen für. Man schlug meinem Vater eine sehr ansehnliche Versorgung, und bei der ich ein ganz bequemes Auskommen finden könte, vor mich vor. Ich

glaubte,

glaubte, daß, wenn sich eine Schwierigkeit fände, solches von Seiten ihrer geschehen müsse, und ich hätte niemals gedacht, daß meine Mutter, die bisher viel Freundschaft für mich gehabt zu haben schien, solche erregen würde. Ich betrog mich unterdessen. Ob sie gleich allezeit viel Zärtlichkeit gehabt hatte, so konte sie sich doch nicht entschliesen, bei einer Schwiegertochter zu leben. Sie besorgte, ihre Naturelle möchten sich nicht mit einander vertragen, und diese Uneinigkeit möchte eine üble Haushaltung stiften. Weil mein Vater nicht glaubte, daß seine Geschäfte eine Trennung unserer Angelegenheiten zuliesen: so durfte ich nicht an eine eigene Versorgung denken.

So empfindlich ich auch bei meinen Umständen war, so verschwieg ich sie doch allen, ausgenommen dem Clairac.

Dieser getreue Freund war vor kurzem von Constantinopel angekommen, und hatte sich einige Tage mit mir zu Aix aufgehalten. Ich sagte ihm offenherzig den Zustand, darinnen ich mich befand. Er redete mit mir, als ein rechtschaffener Mann, und ob er mich gleich bedaurete, so verschwieg er mir doch nicht, daß mich nichts weder veranlassen könne noch solle, wider den Wunsch meiner Eltern mich niederzulassen. Ich habe seinem Rathe gefolget, und ob ich gleich viel verführerische Gelegenheiten gefunden habe, so habe ich doch allemal widerstanden.

Clairac konte nicht lange bei mir bleiben. Er war genöthiget, sich nach Paris zu begeben. Meinen Verdruß zu zerstreuen, und mich wegen der Abwesenheit meines Freundes und meiner Gebieterin zu trösten; so beschloß ich mir einen Zeitvertreib in der Oper zu verschaffen. Es war eine Actrise und eine sehr artige Tänzerin da.

Diese zwey waren die einzigen, die aller Beifall an sich zogen. Sie hatten noch keine wirkliche Liebhaber; aber viel Freyer. Ich begab mich in ihre Anzahl, und die Erfahrung, die ich durch den langen Besuch der Schaubühne erlanget hatte, verschafte mir bald vor jenen den Vorzug. Es war bei einer Abend-Mahlzeit, die ich auf einem Landgute gab, daß ich anfieng meine Nebenbuler zu stürzen. Sie wurden meines Vorzugs gewahr, und fiengen alle zusammen an, sich wider mich zu verschwören. Sie bezeigten sich also, daß es mir fast unmöglich war, Widerstand zu thun. Weil ich mich nicht auf einmal mit zweyen Frauenzimmern belästigen konte: so gaben sie der Belou, das war die Tänzerin, zu verstehen, daß ihr Nutzen es erfordere, die Sache so anzustellen, daß mir die Motille nicht mehr Gehör geben möchte, weil ich, wenn ich mit ihr gut stünde, alle Theile in einander hetzen würde. Daß hingegen, wenn Motille es mit dem Castellan meinen Nebenbuler hielte, sie sich alle-

allezeit mit ihr gut vertragen würde. Bardelin der an die Belou diese Rede hielt, war ihr Liebhaber, und ein Freund des Castellans. Der Streich war schwer auszuschlagen. Aber ich entgieng demselben auf eine wunderbare Art.

Ich hatte bemerket, daß die Belou den Bardelin nicht liebete. Im Gegentheil war sie auf einen Acteur erpicht, bei welchen sie sich gestellet hatte, als ob sie ihn ihm aufopfere. Ich wuste auf das gewisseste, daß sie alle Nachten bei ihm schliefe. Ich glaubte, wenn ich das gäbe, was Bardelin zu ihrem Aufwande etwa zahlen könte, ich die Motille für mich, und die Belau für den Acteur nehmen könne. Ich redete mit ihm davon. Dieser arme Teufel, der dieses Mägdgen wahrhaftig liebete, dankte mir herzlich davor, und sagte ihr den Vorschlag, den ich ihm gethan hatte. Sie nahm ihn an. Ich schickte den Tag darauf der Motille ein Kleid, und eines der Belou zum Angelde auf unsern Handel. Castelane bekam den Abschied, und Bardelin, auch Precolweise. Diese Begebenheit zog ihnen, als sie bekannt wurde, viel Schrauberenen zu. Ich habe seit dem vielmals mit ihnen darüber gelacht.

Als die Sache ihre Richtigkeit hatte, fieng ich mit der Motille zu wirthschaften an. Ich nahm Besitz vom Hause. In wenigerer Zeit als zwey Monathen hätte ich sagen können,

wenn ich ein gebietender Herr gewesen wäre, daß der Himmel meine Liebe gesegnet habe. Motille wurde schwanger. Wie ich noch niemals etwas junges gehabt hatte: so sahe ich mit Vergnügen, daß ich bald die Ehre haben würde, Vater zu seyn. Ich zweifelte nicht, daß es ein Knäbgen seyn werde. Ich machte schon Entwürfe ihm eine Pfründe zu kaufen.

Als die Operisten nach Marseille zurück gegangen waren, so folgte ich meiner Gebieterin dahin, und ließ mich mit ihr daselbst nieder. Meine Haushaltung bestund aus ihr, ihrer Mutter, einem Laquais, den ich hatte, und einem Türken, den mir mein Bruder gegeben, und der auf der Galeere, von der er Officier war, Sclave war. Dieser wartete mir als Muselmann bei meinem Aufstehen und Bettgehen auf. Er war der geheime Zeuge unserer süssen Entzückungen. Mein Bruder sagte zuweilen zu mir im Scherze, ich verhindere durch das böse Exempel, das ich ihm gäbe, seine Bekehrung.

Ich bildete mir etwas ein, und setzte mir in Kopf ihn catholisch zu machen. Ich hatte oft Streitigkeiten mit ihm. Als ich ihn einsmals mit den Weibern herum nahm, die Mahomet in seinem Paradies verspricht, und ihn zu dem Geständnis zwang, daß in dieser Vorstellung etwas lächerliches wäre: so sagte er zu mir:

höre

höre einmal. Alle Religionen haben Dinge, von denen man keinen Grund angeben kan. Die meinige hat den Vorzug, daß man es in den ersten Grundsätzen thun kan. Aber die deinige verstösset in dem ersten darwider. Antworte mir: wie viel sind Götter? Einer; Und warum glaubest du denn an GOtt den Vater, GOtt den Sohn, und GOtt den Heil. Geist? Es ist ein Geheimnis sagte ich zu ihm, und weil wir eine Sache nicht verstehen, so dürfen wir nicht läugnen, daß sie seyn könne. Ach, das wolte ich eben gerne haben, sagte er zu mir. Und warum behauptest du denn, weil du nicht begreifest, wie sich im Paradies Weiber finden könten, die allezeit Jungfrauen sind, daß dieses nicht möglich ist. Diese Rede in einem Menschen von der Art rührete mich. Ich sagte es meinem Bruder wieder, der mir antwortete, ich sage ihm da nichts neues. Er erstaune alle Tage über Dinge, die er ihm sagen höre, und die ihm die blose Natur eingäbe.

Indem ich zu Marseille war, so schlug man mir eine Heyrath mit einem Frauenzimmer von Stande für, von der man sagte, daß sie ein Vermögen von hundert tausend Thalern hätte. Sie war fornen und hinten ausgewachsen, und noch nicht drey und einen halben Fuß lang. Hundert tausend Thaler unterdessen öffneten mir die Augen. Ich fieng an mit

Vernunft zu sehen. Auf die Art, als ich seit zwo Jahren lebete, war es schwer, daß ich mich nicht in Schulden hätte stecken sollen. Der Gehalt meines Vaters reichte nicht auf die drey ersten Monate des Jahres. Ich schrieb an meine Eltern, ihre Meynung darüber zu vernehmen. Ich besorgte, meine Mutter möchte sich meiner Versorgung widersetzen. Aber sie gab ihre Einwilligung darein. Ich fieng also an Maasregeln zu nehmen, daß die Sache zu Stande kommen möchte. Sie gieng anfänglich ziemlich gut von statten.

Zum Unglück hatte man ihrer Mutter in den Kopf gesetzt, daß ich eben nicht sonderlich wohl stünde, und daß ich eine Liebste hätte, bei der ich mich wirklich befände. Diese Entdeckung nöthige mich mit mehrerer Eingezogenheit zu leben. Ein Unglück stellet sich selten allein ein. Motille kam mit einem jungen Sohne vor der Zeit darnieder, welcher nur drey Stunden lebte, und mein Sohn, dieser Sohn, auf den ich so grose Hofnung gesetzet hatte, war eine Blume, die ich in einem Tage aufgehen und verwelken sahe.

Damit ich vollends in Verzweifelung gestürzet würde, kamen die Madame Besaudin, und ihre Tochter, die endlich müde wurden, mich in Livorno zu erwarten, in die Provence, und vernahmen, daß ich mit einem Opernfrauenzimmer eine Wirthschaft angefangen hatte.

Man

Man kan nicht sagen, welche von beyden wider mich den grösten Unwillen gefaßt hatte. Am schlimmsten war es, als die Mutter erfuhr, daß man von meiner Verheyrathung redete. In dem Augenblick lies sie mich holen. Ich entschuldigte mich, so gut, als es möglich war,

Ich versprach die Oper zu verlassen, und auf den entsetzlichsten Sturm folgte eine Art von Stille.

Als ich von der Madame Besaudin kam, gieng ich zur Motille. Einer, der mich vermuthlich zum besten haben wolte, hatte ihr gesagt, daß die zwey Frauenzimmer angekommen wären. Ich fand sie in einer entsetzlichen Wut. Sie begieng tausend Ausschweifungen. Ich schwur ihr, daß ich aus keiner andern Ursache bei der Besaudin gewesen wäre, als mit ihr gänzlich zu brechen. Sie mochte es nun glauben, oder nicht, sie besänftigte sich.

Die Mutter des Frauenzimmers, das ich heyrathen solte, hatte einen Theil von diesen Tragischcomischen Handlungen erfahren. Ich sahe seit der Zeit, daß meine Sachen schlimm liefen. Als ich endlich dieser Hudeleyen überdrüßig war, so fassete ich den weisen Entschluß, alle diese Weibspersonen sitzen zu lassen, und mich von ihnen so weit zu entfernen, als mir es möglich seyn würde. Die einzige Sache, die mich zurück hielt, war der Geldmangel.

Meine Einkünfte waren erschöpft. Meine Glaubiger waren müde mir zu lehnen. Von der Lust allein zu reisen, reiset man nicht sehr; und ohne Geld kommt man nicht weit. Ich muste nothwendig welches haben, und der Zufall machte, daß ich solches fand, wo ich es niemals gedacht hätte.

Es war ein Kaufmann zu Lion, der Peautrier hies, welcher einem Opernfrauenzimmer nach Marseille gefolget war, mit Namen Neveu, die seit langer Zeit ihm zu einem Banqueroute behülflich zu seyn arbeitete, ob er gleich durch Betrügereyen im Spiele den Aufwand, den ihm die Liebe verursachte, ersetzte. Er ernährte nebst seiner Liebhaberin ihr ganzes Haus.

Weil unterdessen der Vater sahe, daß es nicht mehr so herrlich zugieng, als im Anfange, so glaubte er die Einkünfte des Liebhabers von seiner Tochter müsten ins Abnehmen gerathen. Er hielt es für thulich, ihm einen Mithelfer zu geben. Er erwehlte einen Kaufmann von Marseille darzu. Als dieser zum Mitbelehnten vom Vater erkläret worden war, so meynte er allein im Stande zu seyn, ihm zu dienen, und schlug die Ausschliesung des alten Liebhabers für. Sie wurde ihm eingewilliget, indem man ihm gleichsam von Rechtswegen für den Nutzen, den er brachte, schadlos halten wolte.

Unter-

Unterdessen liebte das Mägdgen den Lionner weit mehr, als den Marseiller. Einige Zeit that sie gut. Aber so bald der Vater sein Ansehen vorschützte, muste man nachgeben. Weil Peautrier unwillig war, daß er seine Gebieterin nicht mehr zu Hause besuchen solte, wolte er mit ihr in der Comödie reden. Der Vater, welcher solches gewahr wurde, war so unvernünftig, daß er ihr auf der Schaubühne unanständig begegnete. Ein jeder lief herbei und ich war einer der ersten. Sie sagte uns offenherzig, worauf die Sache ankäme. Ihr Liebhaber war gegenwärtig, und er bot ihr einen sichern Aufenthalt an, weil sie nicht wieder zu den Ihrigen gehen wolte. Ihr Vater verlangte, sie solle hinkommen. Sie wird nicht hinkommen, sagte ich zu ihm. Wie! mein Herr, antwortete er mir, bin ich nicht Herr von meinen Kindern? Ihre Tochter, sagte ich zu ihm, gehöret dem gemeinen Wesen, so bald sie auf der Schaubühne ist, und sie haben nicht das Recht ihr ungebührlich zu begegnen. Gehen sie hin und beschweren sie sich, wo sie wollen. Sie soll würklich mit dem Herrn gehen, der sie bei sich aufnehmen will.

Sie gieng sogleich fort, und war bei ihrem Liebhaber. Der Vater wolte gehen, und sich beschweren. Ich kam ihm zuvor, und benachrichtete den Commendanten, worauf die Sache ankäme. Er befahl, sie solle nicht zu ihrem

Vater gehen. Aber er lies sie zu einem andern Opernfrauenzimmer bringen, weil es wider den Wohlstand war, in dem Hause ihres Liebhabers zu bleiben, welches ihm aber gleich viel war.

Die Weise, auf die ich mich seiner angenommen hatte, nahm ihn so ein, daß, als er erfahren hatte, wie ich Geld aufzunehmen suche, er mir die verlangte Summe anbot. Weil ich sie nöthig hatte, so nahm ich sie ohne Umstände an. Nachdem ich ihm meine Quittung gegeben hatte, lies ich den Tag darauf die Besaudin, die Motille, und das Frauenzimmer, mit dem man mich verheyrathen wolte, sitzen, und gieng mit meiner Postkutsche nach Paris.

Als ich da anlangte, bekam ich den Geschmack an Künsten und Wissenschaften wieder. Einen Theil des Tages war ich auf meiner Studierstube, oder bei dem Herrn Case, dem Professor bei der Mahleracademie, in dessen Werkstatt ich bei meinen müßigen Stunden zu arbeiten gieng.

Als ich einsmals in der Comödie war, so glaubte ich den Riteer von Cougoulin zu erblicken, von dem ich glaubte, daß er in der Provence wäre. Ich irrete auch nicht, er war es. Nachdem wir einander umarmet hatten, so beschlossen wir mit einander zum Abendessen zu gehen. Diese Mahlzeit daurete bis weit in

die Nacht hinein, und weil uns der Tag noch bei Tische antraf, so verbanden wir die Mittags-Mahlzeit mit dem Abendessen.

Als wir den Nachmittag den Kopf von Weine ziemlich erhitzt hatten, so schlug ich dem Cougoulin für, in den Gerrischen Gasthof zu gehen, bis es Zeit in die Oper wäre. Ich hatte in meinem Leben niemals gespielet, und das erstemal gewann ich in anderthalb Stunden Zeit sechs tausend Pfund a la roulette. Ich war so vernünftig, daß ich mein Geld nicht noch einmal auf das Spiel setzte, und weil damals die Liebe, die ich zu den Künsten trug, die einzige Neigung war, bei welcher ich empfindlich war, so reisete ich drey Tage nach meinem Gewinn nach Rom. Ich lies mir vorher Empfehlungs-Schreiben an viele Personen, und unter andern eines von dem Vicomte von P. an den Cardinal seinen Bruder geben. Ich schifte mich zu Marseille ein, und kam nach Hause, ohne daß es meine Familie erfuhr. Ich sahe niemanden, als meinen Bruder, der mich bis in das Schiff zu begleiten kam. Ich hatte einen ziemlich günstigen Wind, daß ich in zweymal vier und zwanzig Stunden in Civita Vecchia war. Daselbst nahm ich eine Miethkutsche, welche in acht Stunden Zeit mich nach Rom brachte.

Den folgenden Tag gieng ich meine Briefe abzugeben. Der Bischof von Halicarnaß,

an

an den ich gewiesen war, stellete mich dem Cardinal P. für. Ich speisete diesen Tag mit Sr. Eminenz. Dieselben fragten mich, was man in Frankreich neues sagte. Man hatte mir schon vorher Unterricht gegeben, was ich antworten solte, wenn er mir diese Frage thäte. Ich sagte ihm, man wundere sich sehr, daß er seine Zurückrufung verlanget habe, und daß man öffentlich sage, daß Frankreichs Interesse darunter leiden werde. Er schien mir vergnügt zu seyn. Ich fragte einige Zeit darauf eine Person vom Stande um die Ursache, welche solche wissen konte, und muste. Dieses sagte sie zu mir. Sie haben ohnfehlbar von der Zusammenverschwörung der Strohmännerchen reden hören. Den Namen giebt man dem Verständnisse, das die Herrn Herzoge von E. und G. wider den Cardinal von F. aufgerichtet hatten. Obgleich nur diese zwey junge Herren sich gezeiget hatten, so gab es doch ältere Leute, die daran Antheil nahmen. Aber sie hatten allzuviel Erfahrung, und kenneten den Hof zu sehr, als daß sie sich hätten gänzlich entdecken sollen. Sie erwarteten den glücklichen Fortgang, welchen das Unternehmen des Herrn von E. haben würde, ehe sie die Maschinen spielen liesen, die sie zurechte gemacht hatten. Man behauptet, daß der Cardinal von P. wohl wisse, was vorgieng, und daß er sich schmeichele, wenn unter den Ministern eine Aenderung vorgienge, die Stelle desjenigen,

der

der in Ungnade fiele, zu überkommen. Sie wissen, fuhr er fort, das Schicksal, das der Herr von E. hatte. Er muste mit dem Herrn von G. das Land räumen. So bald sie der König mit Ungnade angesehen hatte, so kehrte ihnen der ganze Hof den Rücken zu. Ihre Familien so gar schienen sich über ihre Bestrafung zu erfreuen. Der Cardinal von *** redete nicht mehr von seiner Zurückkunft. Unterdessen wurde der Herzog von Saint Aignan zum Gesandten bei Ihro Heiligkeit ernennet. Der Minister P. mochte nun seine Absichten eingesehen haben, wenn es wahr ist, daß er dergleichen gehabt hat, oder solche nur vermuthen, ohne darvon überzeugt zu seyn. Dieser Streich hat den Cardinal befremdet. Er hat eingesehen, daß, wenn er nach Frankreich käme, er verbunden seyn würde, in seinem Erzbißthum von *** zu bleiben, wo er Zeit gnug hätte, Grillen zu machen; weil er bei Hofe in keinem Ansehen mehr stünde. Die Sache ist in der That geschehen, wie er mir sagte. Ich brachte drey Monate zu Rom zu, und beschäftigte mich alle Tage neue Schönheiten zu sehen. Ich war in die Mahlerey und in die Music vertieft. Ich hatte vergessen, daß es Frauenzimmer in der Welt giebt, und ich wäre von Rom abgereiset, ohne daran gedacht zu haben, wenn der Ritter von Chasse, mit welchem ich in einer Herberge wohnete, mir nicht die Bekanntschaft eines jungen Mägdgens, einer guten

Musicantin, die er oft besuchte, verschaffet hätte. Wir stellten daselbst kleine Concerten an. Sie hatte eine sehr schöne Stimme, lebhafte Augen, zärtliche und einnehmende Gewohnheiten, so wie alle Italienerinnen. Ich hatte nichts im Herzen; ich wurde bald in sie verliebt, und ich säumete nicht, ihr solches kund zu thun. Gleich das erste mahl sahe ich ein, daß sie nicht unwillig war, von dem überzeugt zu seyn, was ich ihr sagte. Ich that auch mein möglichstes ihr zu beweisen, daß meine Absichten so wären, wie sie es wünschete. Ich spahrte weder Sorgfalt noch Fleiß. Die allertheuersten Schwüre wurden angewandt, und sie mochte eben solche für aufrichtig halten oder nicht, sie gestund mir, daß ich ihr nicht gleichgültig wäre. Dieses Geständniß versichert mich des übrigen. Die Italiänerinnen lieben nicht halb. Sie können sich mit einem unnützen Geheimnisse keinen Zwang anthun. Sie wissen, wenn sie lieben, weder von Falschheit noch Verstellung etwas, und verstehen nichts, als die Sprache des Herzens. Bey dergleichen Gemüthsbeschaffenheit gehet ein französischer Liebhaber in seiner Arbeit sehr geschwind. Sobald als ich auch das Herz der Ninesina hatte, so nennete man sie, so währete es nicht mehr lange, daß ich Herr von ihrer Person wurde.

Mehr Bequemlichkeit zu haben, nahm ich ein Zimmer in ihrer Wohnung, wo deren viele waren. Es war mir durch dieses Mittel leich-

ter die Wachsamkeit der Mutter zu hinterge-hen, welche sie in ziemlichen Zwange hielt; da mein Schicksal allezeit gewesen war, wachsame Mütter auzutreffen, welche die Anmuth, die ich bey den Töchtern genoß, zu vergällen wusten. Ninesina hatte den Kunstgrif gefunden, mich alle Nacht in ihr Zimmer zu lassen, ohne daß man dessen gewahr wurde. Es waren sechs Wochen daß unser Verständniß daurete, als einsmals ihre Mutter erwachte. Es war ihr etwas Noth, und da sie vergeblich unter ihrem Bette ein Geschirr gesucht hatte, so ging sie in das Zimmer ihrer Tochter, sich des Ihrigen zu bedienen. Wir hörten sie kommen, nnd weil wir nicht wusten was sie haben wolte, so hatte ich nicht mehr Zeit, als nöthig war mich unter das Bette der Ninesina zu verkriechen. Indem ihre Mutter herein trat, so sagte sie, schlafet ihr meine Tochter? Nein, antwortete sie. Aber, warum sind sie denn ohne Licht aufgestanden? Ich suche überall ein Geschirr, und ich finde keines, sagte sie. Ich komme, mich des eurigen zu bedienen. Sie näherte sich mit Tappen an das Bette, und da sie mit der Hand darunter fuhr, so fehlte wenig, daß sie mir nicht damit auf das Gesichte kam. Ninesina redete mit ihrer Mutter, und that tausend Fragen an sie, damit sie mich nur nicht Athem holen hören möchte. Nach dieser saubern Verrichtung, ging sie wieder in ihr Zimmer, und ich kroch unter dem Bette hervor, in dem festen

Entschlusse, mich nicht mehr einem dergleichen Zufalle auszusetzen. Ich wolte nicht mehr die Nächte zu Ninesina gehen. Ich begnügte mich mir andere Gelegenheiten zu Nutze zu machen, die mir das Schicksal anbot.

Sechs Wochen Genuß, hatten die Dünste meiner Liebe sehr niedergeschlagen. Eine junge Römerin, in die ich verliebt wurde, dämpfte sie vollends gänzlich. Sie wohnete neben dem Wirthshause, wo ich zu Tische ging. Wenn ich da wegging, so unterhielt ich mich zuweilen mit ihr. Unvermerkt fand ich einen Geschmack an ihr; und ob sie gleich keinen an mir hatte, und mich blos aus Galanterie anhörte, so unterließ ich doch nicht zu glauben, daß ich inskünftige mich bey ihr beliebt machen könne.

Ninesina erhielt Nachricht von meiner Liebe. Anfänglich gab sie mir deswegen zärtliche Verweise. Aber, als sie sahe, daß sie nichts halfen, und daß ich fast nicht mehr zu ihr kam: so beschloß sie, nach der Landesweise zu handeln, und mich meuchelmörderischer Weise hinrichten zu lassen. Gewöhnlich ging ich Abends um eilf Uhr auf den Berg der Dreyeinigkeit spatzieren. Es ist ein Spatzierweg bey dem Spanischen Platze. Nach meiner Gewohnheit ging ich allemal sehr spät nach Hause. Ninesina wuste meine Gewohnheit. Ich war oft mit ihr im Kühlen da gewesen. Einen Abend fielen mich zwey Leute mit dem Dolche in der

Hand an. Einer von ihnen sagte: amato il traditore Francese! Ich hatte nicht mehr Zeit, als ich brauchte nach den Degen zu greifen, und mich wider die Thüre des Mediciſchen Weinberges zu ſtemmen, welcher ich gegen über war. Weil die zwey Leute die mich angefallen hatten, nichts als Dolche hatten, ſo wurde es mir nicht ſchwer, ſie mit meinen Degen von mir zu entfernen. Ich fühlte ſogar, daß ſie mich ziemlich ſchwach anfielen. Unterdeſſen durfte ich den Poſten nicht verlaſſen da ich war, aus Furcht, es möchte einer von beyden, wenn ich ihn verlieſſe mich von hinten anfallen.

Als ich in dieſer Noth war, ſahe ich zwey Franzoſen zu mir kommen, die ich für den Ritter von Chaſſe, und den Baron von Bignac erkannte. Ich rufte ſie bey ihren Namen. Sie liefen mit den Degen in der Fauſt herzu. Aber wie gros war die Beſtürzung des Chaſſe, als einer von meinen Meuchelmördern ihn bei ſeinem Namen rufte, und zu ihm ſagte, halt ein, Chaſſe! beſchütze keinen Verräther. Dieſe Stimme, die er für die Stimme ſeiner Gebieterin hielt, verwandelte ihn. Wie! ſagte er zu ihr! Sie ſind Careſtina. Ja, ja, ſie iſt es, antwortete Nineſina, denn dieſes waren meine zwey Mörder, ſie iſt es, die ihre Freundin hat rächen wollen. Mein Streich iſt mir dieſes mahl fehl geſchlagen; aber ein andermahl ſoll es beſſer gehen. Ich war ſo voller Erſtaunen, daß ich nicht ein Wort ſagte. Die-

se Frauenzimmer gingen in dem Augenblicke fort, Chasse begleitete sie nach Hause.

Er redete mit seiner Gebieterin, und stellete ihr für, wie abscheulich die That wäre, die sie verrichtet hätte. Höre Chasse, sagte sie, wir sind Freundinnen und Anverwandtin, Ninesina und ich. Wir waren ruhig ehe wir euch kannten. Ihr seyd gekommen unsere Freundschaft zu stöhren. Wir haben die Schwachheit gehabt, euren Schwüren zu glauben. Wir haben einander geschworen, unsere Liebhaber, eine mit der andern Hülfe zu ermorden, wenn sie untreu würden. Spiegle dich an dem Exempel. Denn dein Freund wird uns nicht entgehen. Doch sage ihm, daß ich mich erböte, ihm zur Verzeihung seines Fehlers zu verhelfen, wenn er die Ninesina redlich lieben will.

Chasse, sagte mir noch den Abend diese Unterredung wieder. Aber an statt mich gereizt zu fühlen mich mit einer solchen Liebhaberin wieder zu vertragen, reisete ich den andern Tag darauf von Rom ab, ohne einem Menschen etwas zu sagen. Ich wartete von Tag zu Tag, auf Geld von Hause. Ein Kaufmann von Genev, der mich kannte, nahm es über sich, bey seiner Ankunft meinen Wechsel zu heben, und mir die Summe auszuzahlen. Ich schiffete mich ein, nach Livorno zu gehen, und war nicht eher ruhig, als bis ich den Dom von Sanct Peter aus dem Gesichte verlohren hatte.

Ende des dritten Buchs.

Leben

Leben
des Herrn Marquis
von Argens

Viertes Buch.

Das Schif auf welchen ich war, war eine der kleinsten Feluquen. Wir waren acht oder zehn Reisende. Die zwey ersten Tage hatten wir schön Wetter. Die dritte Nacht entfernete sich unser Steuermann mit dem Boot unvermerkt, überaus stark, weil es sehr finster war, vom Lande. Er war ein Genueser, und die Furcht, ein Corsisches Schif anzutreffen, hatte ihn von der Küste entweichend gemacht, weil diese Insul sich seit kurzen wider die Genuesische Republic empöret hatte. Wir waren des Morgens in einer entsetzlichen Bestürzung, als wir gewahr wurden, daß wir weiter als funfzehn Meilen vom Lande waren. Einige Zeit darauf wurde es noch ärger. Der Wind war frisch und das Wasser ungestüm worden. Der Sturm nahm zu. Wir warfen sogleich alle Waaren in das Meer, das Schif zu erleichtern. Das Ungewitter war so stark, daß wenig Wahrscheinlichkeit da war, daß wir das Land erreichen würden. Die Bootsleute übergaben sich allen Jungfrauen von Italien der la Madona del Monto negro, der Madona del viaggio, der Madona del horto. Ein Barfüsser betete mit Thränen sein Breviarium her. Zwey Genuesische Calvini-

sten nahmen Marols Psalmen zur Hand. Eine alte Frau, bei der ich saß, war von Furcht so eingenommen, daß sie hinauf und hinunter lief. Ihre Tochter eine funfzehnjährige Schönheit, vergoß Thränen. Bei ieder Welle, die unsere Feluque in die Höhe hob, hätte man sagen können, unser Schif wäre bei dem Geheule in so verschiedenen Sprachen der Babylonische Thurn. Ich hatte meinen Entschluß gefasset, und las les pensées diuerses de Bayle, damit ich mir nur eine Zerstreuung machen möchte. Die Leute, welche mich mit einem so ziemlich frostigen Geblüte lesen sahen, bildeten sich ein, ich wäre ein Heiliger, dem sein gutes Gewissen diese Ruhe verschaffete.

Nach zehn Stunden Streit zwischen Leben und Tod, entdeckten wir den Livornischen Haafen, und zwey Stunden hernach, langten wir da glücklich an. Ich hatte im Sturme keinem Heiligen ein Gelübde gethan. Aber mir selbst hatte ich versprochen, nicht wieder zu Schiffe zu gehen. Ich hielt mein Wort nicht; denn ich reisete den Tag darauf nach Genua, wo ich zwey Tage blieb, und von dar ging ich nach Marseille.

Mein Bruder war auf der Wache bei dem Eingange im Haafen als ich ankam. Er wurde auf eine angenehme Weise überfallen. Er bat einen guten Freund, er möchte ihn von seiner Post ablösen. Er führte mich nach Hau-

se,

se, wo ich nicht länger blieb als es nöthig war, mich anzukleiden, und weil ich nichts zu thun hatte, so ging ich in die Oper meine alten Bekanntschaften zu sehen. Die Motille war nicht mehr da, sie hatte seit meiner Abreise abgedanket. Aber ich blieb nicht lange müßig.

Es war zu Marseille ein junges Mägdgen die Chichote hieß, in welche sich der Graf von Vintimilli verliebt hatte. Dieser Liebeshandel brachte ihm Schaden, und seine Familie hatte sich oft darüber beschweret. Ihn nun zu zwingen, daß er sie verliesse, hatte man wider sie ein rechtliches Verfahren angestellet, darinnen man Zeugen abhörte, welche aussagten was man wolte. Man gab hernach dem Grafen von Vintimille zu verstehen, daß wenn er von seiner Liebhaberin nicht abstünde, man sie setzen lassen würde. Er war sehr verliebt. Er fand das Mittel, sie, aller Verfolgungen ungeachtet, in Sicherheit zu bringen. Er that sie unter die Chöre der Oper, und von diesem Augenblicke an, konte ihr kein Mensch mehr etwas sagen. Als die Frau von Vintimille sahe, daß nichts mehr auf dieser Seite zu thun war, so ließ sie ihrem Sohne einen Befehl zufertigen, daß er auf ihre Güter kommen solle. Und eben zu der Zeit kam ich an.

Ich kannte Chichoten vor meiner Abreise. Ich wunderte mich, daß ich sie bei der Oper sehen solte. Sie erzehlte mir selbst die Ursachen,

die sie, sich darein zu begeben veranlasset hätten. Sie setzte hinzu, daß sie der Vexirereyen, die sie um des Grafens willen ausstehen müßte, überdrüßig und entschlossen wäre, ihn zu verlassen. Der Streich, den mir Vintimille bei der Catalane gespielet hatte, lag mir noch immer auf den Herzen. Ich dachte, daß dieses eine Gelegenheit wäre, gleiches mit gleichen zu vergelten. Chichote glaubte anfangs ich scherzte. Ich versicherte sie, daß ich das, was ich sagte, im Ernste vorbrächte. Der Ritter von Bonneval, der bei unserm Gespräche zugegen war, überredete sie vollends. Ich speisete mit ihm bei ihr. Er machte unsern Heyrathsvergleich, welcher darinnen bestund, daß ich die Schulden bezahlen solte, die sie gemacht hätte, seit dem Vintimille abwesend wäre, und die Kosten hergeben, die ihr benöthigter Aufwand erfordern würde. Ich brachte die Nacht bei ihr zu. Den Morgen, da ich nach Hause gehen muste, nahm ich zwey Kutschen an, ich setzte mich in die eine, und Chichote mit ihren Kammermägdgen in die andere. Bei meiner Ankunft, miethete ich ein Zimmer an einem abgelegenen Orte für meine Gebieterin, weil ich erst abwarten wolte, was meine Sachen für ein Ansehen gewinnen würden. Mein Vater nahm mich als ein gütiger Vater auf. Es schien mir nicht, als ob ihm meine Reise nach Italien mißfallen hätte. Er ließ es darbei bewenden, daß er mich ermahnet, inskünftige an etwas beständiges zu gedenken.

Unter-

Unterdessen reisete ich bald wieder fort, eine neue Lebensart anzunehmen, und zwar mit seiner Genehmhaltung.

Die Entwürfe, die ich etwa hatte machen können, wurden alle durch die bekannte Begebenheit des Pater Girards über den Haufen geworfen. Ganz Europa hat darvon gesprochen. Aber wenig Leute haben in der That gewust, worauf die Sache ankommt. Die Einbildung, und vorgefaßten Meynungen bei beiden Theilen, haben gemacht, daß sie sich beiderseits von der Wahrheit entfernet haben. Obgleich auf diesen Proceß mein Schicksal und mein Zustand angekommen ist, so habe ich ihn doch allemal mit unpartheyischen Augen untersuchet. Die Umstände, darinnen ich war, daß ich die allerverborgensten Streiche der Molinisten und Jansenisten erfahren konte, haben mir zugleich Gelegenheit verschaffet, ein billiges Urtheil darüber zu fällen. So lange als der Handel daurete, habe ich allemal, und so oft ich gewolt habe, das verborgenste Verfahren mit ansehen können. Ich habe selbst mit dem grösten Theile der verborgensten Zeugen gesprochen, und nichts hat meiner Neugierigkeit entgehen können.

Die Cadiere ist von Toulon eines Oelkramers Tochter, der aus eben der Stadt gebürtig ist. Sie hatte schöne Augen, weisse Haut, jungferli-

ferliche Minen, und einen ziemlich guten Wuchs. Viel Witz verbarg bei ihr einen unersättlichen Ehrgeiz, und eine auserordentliche Begierde für eine Heilige gehalten zu werden, unter einem einfältigen und aufrichtigen Scheine. Sie war bei dem Anfange ihres Processes achtzehn bis zwanzig Jahr alt.

Der Pater Girard, aus Dole gebürtig, war überaus heßlich. Er schien sich mit nichts als dem Himmelreiche zu beschäftigen. Er brachte sein Leben mit Verfertigung von Catechismen, Ermahnungen und Predigten zu. Viel Geschicklichkeit bewieß er auf der Canzel. Er hatte unendlich viel Frauenzimmer unter den Händen gehabt, die er auf den Weg der Busse gebracht. Viele Jungfern, die unter seiner Anführung Klostergelübde gethan hatten, sind noch heut zu Tage die Muster der Klöster, darinnen sie leben.

Es war ihm lieb, daß man sie kannte, und wenn er den Verstand eines geschickten Jesuiten hatte, so hatte er auch ihren Stolz. Die Rede, daß er Heilige zöge, war ihm so lieb, als die Begierde davor angesehen zu werden bei der Cadiere heftig war.

Man siehet daß die Aehnlichkeit der Charakter hinreichend ist, diese zwey Personen zu vereinigen, ohne daß sich Liebe, und Zauberey in das Spiel mengen dürfen. Noch vor der Ankunft

des Pater Girards in Toulon, hatte die Cadiere schon durch ihre bescheidene Aufführung den Ruhm, daß sie unendlich viel Tugend besitze. Sie redete von nichts, als von Ermahnungen, von Betrachtung, von Busse, von Gebet. Die Vorstellung, die man davon hatte, blieb nicht in einer Stadt eingeschlossen. Das ganze mystische Volk in der Provinz wurde damit erfüllet, und der Pater Girard kannte sie schon, ohne sie gesehen zu haben. Der Ruf des Jesuiten war auch schon bis zur Cadiere gekommen. Sie sahen einander als Gegenstände an, die sehr geschickt wären einander ihren Ruhm zu vergrösern.

Bei so gestalten Sachen reisete der Pater Girard von Aix nach Toulon. Kaum war er angekommen, als sich die Cadiere bei ihm angab sein Beichtkind zu werden. Sie sagte, wenn sie von ihm redete, sie fühle, daß GOtt selbst ihr den Einfall gegeben habe, ihn zu ihrem Gewissensrathe zu erwehlen. Der Jesuite seiner Seits posaunte überall die Tugend seiner Beichttochter aus. Was das seltsamste war: so hatten sie alle beide zu viel Einsicht, als daß sie sich einander hätten entdecken sollen, und ob sie gleich alle beide wusten, woran sie sich zu halten hatten; so stellete sich doch ein iedes seiner Seits aufrichtig. Der Jesuite schien über die Wunder, die der Himmel durch die Hände seiner Beichttochter würkete, erstaunet

net zu seyn, und die Cadiere nahm mit allen möglichen Schein der vollkommensten Gelehrigkeit die mystischen Ermahnungen des Pater Girards an.

Die Brüder, der Vater, die Mutter der Cadiere waren die ersten, die betrogen wurden, und sie kamen nicht eher aus ihren Irrthum, als bis sie solches nicht mehr gestehen durften, ohne diese Heilige schlechterdings zu stürzen. Der Bischof von Toulon war einer von den Vornehmsten, die diese Comödie hinter das Licht führete. Er ließ sich mit der grösten Treuherzigkeit von der Welt anführen. Es war ein der Cadiere ganz entgegengesetzter Charakter. Er hatte so viel Einfalt und Aufrichtigkeit, als sie List und schlaues Wesen besaß. Sie ließ ihm aber auch sehen, wie weit sie es in kurzer Zeit bringen könne. Der Jesuite seiner Seits schmiedete an dem Eisen so lange als es warm war. Die Ehre, die man seiner Beichttochter anthat, fiel zum Theil auf ihn zurück. Der Name, den sich Cadiere machte, reizete ein Frauenzimmer zur Nachahmung. Der Unterschied, mit dem man sie ansahe, brachte sie auf die Gedanken, Heilige zu werden. Sie wurden Beichtkinder des Pater Girards. Er nahm sie alle mit offenen Armen auf, und verschwendete bei ihnen, wie bei der Cadiere, eben dieselben Gaben. Die mystischen Ermahnungen, die geheimen Unterredungen, die den Gewissens-

wissensräthen, und den andächtigen so angenehm sind, mit den Molinischen Grundsätzen angefüllte Briefe, alles wurde ihnen mitgetheilet.

Sich ihres grosen Meisters würdig zu machen, oder seiner ersten Beichttochter gleich zu kommen; bemüheten sie sich, sie nach Möglichkeit nachzuahmen. Daher ist die grose Anzahl von Gebrandmaalten gekommen. Denn nachdem sich die Cadiere mit einer gewissen zubereiteten Salbe auf ihre Füsse und Hände eine kleine Beule gezogen hatte, so wolten zwey Tage darauf alle eben diese Merkmaale haben, und sagten, daß sie sie hätten, obgleich nur eine einzige war die sie hatte. Diese war die Vertraute der Cadiere, der sie ihre grösten Geheimnisse entdeckte; und auf diese Art hatte sie etwas von ihrer Salbe bekommen. Unterdessen machten diese Brandmaale ein entsetzliches Lermen. Der feine und verschlagene Jesuite sahe, daß die Sache allzuweit getrieben wurde, und sann darauf, wie er seinen Kopf aus der Schlinge ziehen könte. Aber weil er das, was erfolgen würde, nicht vorher sahe, so brauchte er nicht Behutsamkeit gnug. Als die Cadiere ihm von Brandmaalen sagte, von dem sie vorgab, daß JEsus Christus sie ihr selbst eingedrucket habe, ließ der Pater Girard einigen Argwohn spühren, und er konte nicht unterlassen zu bekennen, es habe das Ansehen, als ob die Haut, mittelst einer Salbe gebrannt worden wäre. Ich habe ein Brandmaal bei dem Herzen, welches

weit tiefer hinein gehet, antwortete die Cadiere. Sie hatte Recht. Sie hatte von Jugend auf ein Gewächs gehabt, daran sie an der linken Brust nicht gänzlich geheilet war. Der Jesuite war neugierig zu sehen, ob sie die Wahrheit angäbe. Er schloß sich auf eine unvorsichtige Art mit ihr in ihr Zimmer ein, wo sie ihm die vermeynte Wunde zeigte. Auf dieser That beruhet der Proceß. Von dieser Einsperrung haben die Jansenisten so viel gesprochen, und einen unwidersprechlichen Beweis von dem Beischlafe des Jesuiten mit seiner Beichttochter daraus erzwingen wollen. Aber in Wahrheit, wenn man die Sachen mit einem kalten Geblüte untersuchet, so wird man seine Rechtfertigung in eben dem Umstande finden, darinnen seine Feinde seinen Untergang haben antreffen wollen.

Man darf nur die Aussage der Cadiere lesen. Sie spricht, daß, da ihr Beichtvater mit ihr in ihr Zimmer gegangen wäre, er die Thüre zugemacht, und ihr sich auszukleiden befohlen habe, daß er die Zeit über in einen Winkel des Zimmers beiseite gegangen wäre, wo er ihr den Rücken zugekehret habe, daß er hernach sein Schnupftuch aus der Tasche gezogen, und es, den blosen Hals nicht zu sehen, auf ihren Busen geleget habe, als er die Wunde, die sie an der Brust hatte, betrachtet. Die Magd welche neugierig gewesen war, zu erfahren was ihre

Gebie-

Gebieterin in ihrem Zimmer verschlossen thue, und sie durch das Schlüsselloch beobachtet hatte, erzehlet eben dieses. Der Handel trug sich zu einer Zeit zu, da man vorgiebt, daß schon seit langer Zeit der Jesuite sie beschlafen habe. Ich frage ob es wohl jemanden begreiflich ist, der nicht die allerdeutlichsten Begriffe verleugnen will, daß eine Mannsperson, die von einem Frauenzimmer alle nur ersinnliche Gefälligkeiten genossen hat, dergleichen Vorsicht brauchet. Und was für eine Mannsperson soll sie denn gebraucht haben? Eine Mannsperson, der man Zauberey, Abtreibung der Leibesfrucht, und die entsetzlichsten Greuel Schuld giebt. Denn die Einschliessung ist nach allen diesen eingebildeten Schandthaten erfolget. Eine dergleichen Sache behaupten wollen, heist in Wahrheit beweisen, wie weit sich die Freyheit, widersinnige Dinge zu vertheidigen, erstrecke.

Die Liebe war nicht die Schwachheit des Jesuiten. Er war in einem Alter, darinnen das Herz selten mehr feurig ist. Der Ehrgeiz war bei ihm die herschende Neigung. Er sahe es auch höchst ungern, daß er inskünftige mit der Cadiere nichts mehr zu thun haben solte. Sie war mit ihren Brandmaalen allzuweit gegangen. Sie hatte schon ihr berühmtes Fasten unter die Leute gebracht, nemlich eine Schrift, welche sie dem Bischoffe geschickt hatte, darinnen sie behauptete, sie habe vierzig Ta-

ge ungegessen zugebracht. Es vergingen wenig Tage, da sie nicht ein Wunder thun wolte.

Der Pater Girard gab dem Herrn Bischof zu verstehen, er glaube, daß in der Aufführung seiner Beichttochter etwas allzusehr übertriebenes seyn könne. Er wuste auf eine geschickte Art die Cadiere dahin zu veranlassen, daß sie sich in das Kloster zu Olicules einem kleinen Dorfe, zwey Meilen vor der Stadt begab, weil er glaubte, daß er in der Ferne sich nach und nach von ihr losmachen könne.

Aber die Cadiere setzte ihr Spiel fort. Das Wunderthun gefiel ihr allzusehr, als daß sie sich hätte bei so vortheilhaften Umständen Einhalt thun sollen. So bald sie in das Kloster zu Olicules gekommeu war, so sahe sie, daß sie wegen der Wahrscheinlichkeit sich nicht so viel Zwang werde anthun dürfen, weil sie mit niemanden, als einer Anzahl einfältiger Weiber zu thun habe. Auch sind daselbst ihre grösten Wunderwerke geschehen, welche man nachgehends als Zaubereyen dem Jesuiten beigemessen hat.

Unterdessen machten die Wunder, welche die Cadiere in diesem Kloster that, ein solches Aufsehen, daß der Bischof sie zu untersuchen für nöthig hielte. Er ging nach Olicules, und nahm den Pater Girard mit. Dieser Jesuite wäre gern dieser Reise überhoben gewesen.

Ob

Ob er gleich noch mit seiner Beichttochter in Briefwechsel stund, so suchte er doch einen Vorwand, solchen gänzlich zu endigen. Aber er durfte es nicht auf einmal thun. Als der Bischof dasjenige, was ihm die Nonnen sagten, untersuchte: so öfneten sich die Augen. Das Band fiel herab. Doch ließ er sich nichts merken, Aergerniß zu vermeiden.

Die Cadiere merkte gar bald, daß ihr Ansehen bei ihm nicht mehr so viel galt. Schon seit geraumer Zeit spührte sie des Jesuiten Unwillen, daß sie ihn so weit mit hineingezogen hätte. Voller Unwillen wider ihn, ging sie nach Toulon zurück, und erwehlte sich einen neuen Beichtvater. Sie wandte sich zu einem Carmeliter, einem berühmten Jansenisten, der ein eifriger Anhänger der Secte war, und sich schon oft wider die Geselschaft hervorgethan hatte. Sie glaubte, sie könne sich nicht besser rächen, als wenn sie sich einen solchen Beichtvater erwehle. Der Haß und die Rache waren das einzige Triebwerk, das im Anfange die Cadiere würksam machte. Aber bald mischte sich die Liebe darein. Diese Gottheit vergiebt sich nichts von ihren Rechten, auch nicht bei den Andächtigen.

Der Carmelit, zu dem sie sich gewandt hatte, war schön, wohl gebildet, hatte lebhafte und feurige Augen, ein männliches und starkes An-

sehen, schöne Zähne, eine weisse und völlige Hand. Sie konte ihn nicht mit einem gleichgültigen Auge ansehen. Die mystischen Empfindungen hatten in ihrem Herzen eine Neigung zur Zärtlichkeit hervorgebracht, welche sich zu entschliessen, nichts als einen Gegenstand erwartete, der ihrer würdig wäre. Der Carmelit war ein Kenner. Er ging seiner Beichttochter entgegen, und erspahrte ihr die Schaam den Anfang zu machen. Er wolte die Kosten über sich nehmen.

Sie wuste es ihm vielen Dank, daß er ihr zuvor gekommen war. Wenn die Herzen eingenommen sind, und einen Zweck haben, so kömt man in kurzen sehr weit. Auch sie thaten dieses. Die Cadiere war im Besitze des Rechts, ihren Beichtvater des Morgens vor ihrem Bette zu haben. Ich weiß nicht was für Unterricht ihr da der Carmeliter gegeben hat. Die Magd sagte aus, sie habe ihn einsmals, da er bei ihr allein gewesen, ihr einige Schläge auf dem Hintern geben hören, und zu ihr sagen, du kleines loses Ding. Das hieß nicht die Vorsicht gebrauchen, ihr ein Schnupftuch auf den Busen zu decken, damit man die Wunde der Brust sehen könne.

Als die Liebe diese zwey Liebhaber vereiniget hatte, wachte ihr gemeinschaftlicher Haß vor die Jesuiten auf. Sie schworen in ihrer verliebten Entzückung den Untergang der Gesellschaft in einem ihrer vornehmsten Glieder.

Indem man diese Zusammenverschwörung wider den Pater Girard veranstaltete, predigte er alle Tage mit einem auserordentlichen Beifalle. Der andern Andächtigen Anführung die er noch behielt, wurde ihm nicht so schwer als der Cadiere ihre. Sein Ruhm breitete sich aus. Seine Eitelkeit und sein Hochmuth behielten den Platz. Es waren keine Eltern die ihn nicht zum Beichtvater ihrer Familie zu haben wünschten, und selbst dieser Punct reizte den Haß und die Verzweifelung der Cadiere und ihres Liebhabers.

Sie waren entschlossen ihn zu stürzen. Aber man muste sichere Mittel finden. Sie glaubten, sie müsten sich selbst rächen, und diese Bemühung keinem andern auftragen. Die Cadiere nahm es über sich, den ersten Grund darzu zu legen. Sie that vor den Lieutenant von Toulon eine Aussage, in welcher sie vorgab, daß der Pater Girard, nachdem er sie gemißbrauchet, von ihr die Frucht abgetrieben hätte. Und weil sie durch dieses Vorgeben so strafbar als er gewesen wäre, so muste man zu dem einzigen Mittel, das noch übrig war, so lächerlich als es war, seine Zuflucht nehmen. Das war die Bezauberung und Hexerey.

So oft als ich die Sache überleget, habe ich mich verwundert, wie auf diese blose Aussage, sich eine so leichtgläubige Person hat finden können, die eine so seltsame Fabel für wahr angenom-

nommen hat. Denn ich will endlich zugeben, daß die Cadiere von dem Jesuiten gemißbrauchet worden sey; Worzu nützte es, daß sie kam und sich darüber beklagte? Wolte sie ihre geraubte Ehre wieder haben? Glaubte sie, daß sie der Pater Girard heyrathen würde? Wie! aus einer blosen Rachgierde, läst sie vor den Augen der ganzen Welt ihre Schande sehen! Wer das Vergnügen sich zu rächen so theuer erkaufen kan, der macht aus seiner Ehre nicht viel. Die Vorstellung von der Zauberey übergehe ich ganz mit Stillschweigen. Diese muß einem ieden, der nur den geringsten Begrif von ein klein wenig Philosophie hat, vollends im höchsten Grade abgeschmackt fürkommen.

Von dem Augenblicke an, da diese Aussage zum Vorschein gekommen war, bekam die ganze Welt Nachricht davon. Es kamen vom Ministerio an den Oberpräsidenten und Generalprocurator Befehle, die Abschriften von dem Verfahren nach Hofe einzuschicken. Unterdessen hatte die Cadiere im Anfange nicht überleget, wie gros das Unternehmen wäre, das sie angefangen hatte. Voller Bestürzung gleich bei dem ersten Schritte den sie that, widerrufte sie alles das, was sie vorgegeben hatte, und der Handel solte liegen bleiben, als die Jansenisten, die sie in Bewegung gebracht hatten, der Heiligen wider alle Zufälle Sicherheit versprachen.

chen. Sie that auf das neue eine Aussage, die der vorigen gleich war. Alsdenn trat ihr Carmeliter auf. Er sagte, daß, da seine Beichttochter ihm erlaubt hätte, ihr Bekenntniß zu entdecken; So bezeuge er, daß sie ihm die Sache, die ietzo untersuchet würde, vor dem Richterstuhle der Busse kund gethan habe. Die Auftritte von Besessenen, die die Cadiere in ihrem Zimmer fürgestellet hatte, wurden in ihr völliges Licht gesetzt. Die Zwietracht schüttelte ihre Fackel zwischen den Jansenisten und Molinisten, und die Furien vertheilten sich auf beiden Partheyen in gleiche Theile.

Als man vor den Richter zu Toulon mit der Untersuchung dieser Sache alzeit fortfuhr; schrieb der Pater von Liniere, der Beichtvater des Königes an die Jesuiten, sie solten mit ihren Freunden zu Rathe gehen, ob es thulich wäre, diesen Handel unter den Händen des Parlaments zu lassen, und daß, wenn das geringste zu befürchten wäre, der Hof ihnen Commissarien geben würde. Der Rector trug diesen Brief zum Herrn Bret. Es versammleten sich viele Molinisten daselbst. Sie untersuchten die Dinge so genau als sie konten, und da sie bei der Anklage nicht die geringste Wahrscheinlichkeit sahen, so hielten sie die Jesuiten ab, die Untersuchung des Processes dem Parlament zu nehmen. Diese waren auf ihrer Seite, weil sie, da sie den Pater Girard für unschuldig hielten, in den Gedanken stunden, daß es eben so

viel wäre, als ihn stürzen, wenn man einen so in die Augen fallenden Schutz sehen liesse.

Indem die Molinisten arbeiteten, vergassen sich die Jansenisten nicht. Die Pariser bettelten Geld und Empfehlungsschreiben. Die aus der Provence schickten ihnen hingegen Klag- und Bittschriften. Als das Verfahren zu Toulon geendiget war, so gediehe die Sache vor das Parlament, wo die Cadiere anhielt, man möchte den Proceß aufheben. Die Sache wurde bei der Audienz fürgetragen.

Der Baron von Tres, Generaladvocat, führte das Wort vor des Königs Leuten. Alle beide Partheyen haben mit so viel Hitze von diesem Rechtsgelehrten gesprochen, daß ihm keine von beiden hat Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Die Jansenisten haben ihm einen Talon, oder einen von Lamoignon an die Seite setzen wollen. Die Molinisten haben wider ihn Anzüglichkeiten geschrieben, die sich mehr vor Schiebkärner, als solche Leute schicken, welchen ein rechtschaffenes Wesen lieb und werth seyn solte. Obgleich mein Haus viel Streitigkeiten mit ihm gehabt hat, und ich ihn in Ansehung seiner Person nicht liebe, so kan ich doch deswegen der Wahrheit nicht zu nahe treten. Der Baron von Tres hat Verstand, die Gabe wortreich zu seyn, eine grose Erfahrung in seiner Profeßion, und ist des niederträchtigen Bezeigens, das man ihm hat Schuld geben wollen,

gar nicht fähig. Aber er hat weder die Wissenschaft, noch das Naturel, das ihm die Jesuiten beigeleget haben, wofern nicht das Verdienst ihr Freund zu seyn, es mag auch gehen wie es wolle, einem nicht alle Tugenden im höchsten Grade zuwege bringet.

In der Klage die er vorbrachte, ließ er sich den Affect hinreissen. An statt, daß er die Gründe mit einander hätte vergleichen sollen, machte er den Vortrag mehr einer Seite zu gefallen, als daß er als Generaladvocat keiner Parthey hätte beipflichten sollen. Er brachte Schlüsse, wider besser Wissen und Gewissen an, die ihm seine Collegen eingegeben hatten. Er zog sie beim Haaren herzu. Unterdessen gab man ihnen Gehör, und das Verfahren wurde bekräftiget. Die zwei Partheyen rüsteten sich damals mehr als iemals wider einander. Man wolte Grund haben, und die Entscheidung war schon geschehen. Bis hieher hatten sich nur die Mannspersonen zusammen verstanden. Die Damen fiengen nun auch an sich darein zu mengen. Die Baronne v. *** die Marquise von M. und die Frau von *** stelleten sich an die Spitze des Molinistischen Geschwaders, die Präsidentin von B. und die Marquise von V. warfen sich zu Häuptern der Jansenistischen Parthey auf. So bald als die Damen sich getheilet hatten, so zogen sie ihre Liebhaber nach sich. Die Verleumdung, die Verlästerung, die

Lügen, der Betrug, alles wurde darbei angewandt. Itzo sahe man nicht mehr auf die Cadiere, noch auf den Pater Girard, sondern auf zwey Partheyen, die den Staat theilen, und welche über kurz oder lang gefährliche Verwirrungen da anrichten werden. Aix war nicht die einzige Stadt, darinnen die Trennungen regierten. Die ganze Provence war in Feuer, und das übrige Reich nahm Theil daran. Die Molinisten, welche besorgten ihre Parthey möchte nicht stark genug seyn, brachten es dahin, daß ein alter Rath wiederum ins Parlament mit ging, der seit zwanzig Jahren, nicht mit einem Fuse dahin gekommen war.

Die Jansenisten sassen nicht stille. Sie machten, daß einer von seinen Gütern zurück kam, wo er funfzehn Jahr gewesen war.

Die Damen waren ihrer Seits auch geschäftig. Die Marquise von R. welche sich mit ihrem Manne gezankt hatte, den sie als Witwe genommen, und von dem sie keine Kinder hatte, enterbte ihre Tochter von der ersten Ehe ihren Gemahl zu gefallen, mit dem sie sich unter der Bedingung verglich, daß er es mit der Cadiere halten solte.

Die Jesuiten gaben nichts; aber versprachen viel, und stelleten auf eine geschickte Art ihr Ansehen für, und wie sehr sie solches nutzen könten. Bis dahin hatte die Parthey der Jansenisten keinen bestimten Anführer gehabt. Der

Prä-

Präsident von Vandol trat bei ihnen an die Spitze. Einige von seinen Freunden verleiteten ihn zu der Thorheit. Denn weil er groser Wohlthaten wegen, dem Hofe ergeben war, so wolten sie ihn gerne in Gefahr setzen, solche einzubüssen. Er war nicht unter den Richtern, aber er stund in einem grosen Credite bei dem Parlamente. Sein Ansehen gab der Parthey neue Kräfte. Eine Molinistin machte ihren Liebhaber glücklich, unter der Bedingung, daß er auf die Seite des Pater Girards treten solte, und ließ ihn in ihren Armen die Jansenistischen Meynungen abschwören.

Die Trennung nahm von Tage zu Tage zu. Alles war in den Familien wider einander aufgebracht. Ein ieder suchte den andern durch die abscheulichsten Verleumdungen anzuschwärzen. Die Richter wurden am wenigsten verschonet. Es waren bei beiden Partheyen Leute von ungemeinen Verdiensten. Die Leidenschaft plagete sie. Sie nahmen die allerentsezlichsten Dinge vor.

Die Jansenisten fingen zuerst an Pasquille auszustreuen. Die Molinisten blieben nicht aussen; und was das seltsamste ist, so waren diese Schriften nicht sowol zur Vertheidigung des Processes eingerichtet, als vielmehr zu der Absicht, den wackersten Leuten Schandflecke anzuhängen. Der Herr Bret, Aufseher und Oberpräsident war am wenigsten verschonet.

Man

Man sahe ihn als das Haupt der Molinisten an. Vor diesem Handel war er in der Provinz angebetet; man ließ seinem rechtschaffenen Wesen und seinem Verstande Recht wiederfahren. Von dem Augenblicke an, als man ihn für einen Molinisten erkannte, war keine Schmähung nicht zu ersinnen, die man wider ihn nicht ausstieß. Dem Präsidenten von Bandol, dem Haupte der Jansenisten, ging es eben also. Es sind wenig Leute in Frankreich, die mehr Aufrichtigkeit und Redlichkeit besitzen, und er bekleidete seinen Posten mit vieler Anständigkeit. Dem ohngeachtet war er bei den Molinisten ein treuloser und ehrvergessener Mann; und was das merkwürdigste ist, so waren die meisten, die auf ihn so loszogen, sehr vertraut mit ihm gewesen.

Unter den obrigkeitlichen Personen, von denen man so entsetzliche Reden hielt, wurde meinem Vater nichts geschenket. Sein Amt machte daß er öfter als die andern auf der Schaubühne auftreten muste. Ich bediente mich gewisser Bewegungsgründe, die ich von dem Verdrusse hernahm, den ich in ihm spührte, ihn dahin zu vermögen, daß er mich nicht der Juristerey widmete; nach und nach glückte es mir, wie man in dem nachfolgenden dieser Lebensbeschreibung sehen wird.

Das gemeine Volk war im höchsten Grad wider die Geselschaft aufgebracht. Eine Woche

che vor der Endigung des Processes, suchten die Kinder auf den Gassen mit einem Glöckgen Reisig zusammen, den Pater Girard zu verbrennen. Die Jesuiten kamen nicht unvexirt in die Stadt, und der Pöbel hieng ihnen allezeit etwas an. Die Molinisten hatten die Macht nicht in der Hand, und musten nachgeben, doch bei dem Entschlusse sich zu rächen, so bald sie können würden.

Als der Tag zur Kundthuung der Urtheile gekommen war, gingen die Richter früh um 6. Uhr in das Gerichte. Der Pater Girard, und die Cadiere wurden zum leztenmale zusammen verhöret. Ob man gleich das Parlament zugemacht hielt, so hatten die Präsidentin von B. und die Marquisin von . . . dennoch Gelegenheit gefunden, sich an die Thüre des ersten Saals zu stellen. Da der Pater Girard vorbei ging, so konten sie nicht umhin wider ihn einige Schimpfreden auszustossen. Der Jesuite wuste sich hinlänglich zu zwingen, daß er ihnen eine grose Vorbeugung mit einer lachenden Mine machen konte.

Einige Zeit darauf kam die Cadiere an. Sie bemüheten sich ihr Muth zuzusprechen. Sie hatte solches nicht nöthig. Sie war ihrer Sache gewiß, und der Pater Girard wuste auch woran er sich zu halten habe.

Einen Monath eher als das Urtheil gefäl-

let wurde, wuste man wie es lauten würde. Die beiden Theile hatten ihre Maaßregeln so wohl genommen, daß sie sich der Gleichheit der Stimmen versichern konten, und weil in peinlichen Fällen keine Theilung statt hat, so muste man sie aus den Gerichten, und aus dem Proceß lassen.

Diejenigen, welche sich über dieses Urtheil gewundert haben, wissen die Historie nicht. Es geschahe damals nichts anders, als was man in zwey hundert Jahren bei Empörungen und bürgerlichen Kriegen in Frankreich hat geschehen sehen. Wenn man bedenkt, daß die Cadiere und der Jesuite das geringste Triebwerk worden war, das die Richter in Bewegung brachte, so wird man leicht einsehen, daß sie ihr eigenes Interesse regierte. Es kam auf eine Entscheidung an, welche eine von beiden Partheyen stürzte. Ein ieder glaubte die Religion auf seiner Seite zu haben, oder stellete sich zum wenigsten es zu glauben. Der Hof hielt es mit den einen, das Volk mit den andern. Die Schmähungen, die Anzüglichkeiten, das unrechtmäßige Verfahren hatten zwischen ihnen alle Einigkeit und Uebereinstimmung gebrochen, welche die Gerechtigkeit verlanget. Zwey Räthe gingen in der Hitze so weit, daß einer dem andern während der Versammlung der Kammer mit Stockschlägen drohete.

Die-

Dieses ist die unglückliche Wirkung von tausend Begriffen, die die Pfaffen, und Mönche uns in unserer zarten Kindheit beibringen. Die grösten Verbrechen haben nichts anders, als die Religion zum Vorwande gehabt. Frankreich wird beständig über den Sanct Bartholomäustag erröthen, und Paris wird ewig den besten seiner Könige, der mitten unter seinen Kindern hingerichtet worden ist, beweinen.

Indem die Richter votirten, hatte sich das Volk im Hofe des Richthauses mit Gewehr versamlet. Es drohete offenbar den obrigkeitlichen Personen, welche die Cadiere zu verdammen sich unterstehen würden. Als es den Bescheid erfuhr, wurde seine Wuth nicht gestillet. Es wolte, man solte den Pater Girard verbrennen. Es verfolgte die Kutsche des Oberpräsidenten mit Steinen. Die Richter, die es mit ihm gehalten hatten, waren sehr glücklich, daß sie sich in ihre Häuser einschliesen konten. Das Volk führte die Jansenisten im Triumph zurück. Man zündete Freudenfeuer in der ganzen Stadt an, und verbrannte Strohbilder, die man als Jesuiten angekleidet hatte. Dergleichen Lustbarkeiten stellete man zu Toulon und zu Marseille an einem Tage an, wohin man auserordentliche Staffetten geschickt hatte. Die Cadiere ging den Richtern zu danken, die ihre Parthey genommen hatten, und wurde von acht bis zehntausend Personen begleitet. Un-

terdessen nahete sich die Zeit, da die Molinisten die Oberhand behalten solten. Der Oberpräsident hatte in der Provence das Regiment. Weil er nicht geglaubt hatte, daß es mit der Sache so weit kommen werde, hatte er nicht daran gedacht, Truppen in die Stadt rücken zu lassen. Er sahe den Fehler ein den er begangen hatte. Er schickte an das Regiment von Flandern, welches sich in dem Thal Barcelonetta befand, Befehle, nach Aix zu kommen. Die Grenadiercompagnie, welche ohne sich aufzuhalten, marschiret war, kam den Tag nach Eröfnung des Bescheides an.

Die Bestürzung der Jansenisten war um so viel desto gröser, als sie sich dessen nicht vermuthet hatten.

Sie vermehrte sich noch mehr, als sie hörten, daß man viere der vornehmsten Handelsleute von Marseille in Arrest genommen und auf die Vestung gesetzt hatte. Die Cadiere faste den Entschluß, sich einen Ort zur Sicherheit zu erwehlen, wo sie unbekannt wäre. Damals war die Zeit der Verbannung. Die Molinisten waren nicht bescheidener als die Jansenisten gewesen waren. Man nahm täglich eine unendliche Menge von Personen in Verhaft. Die offenen Briefe langten Haufenweise an, und ein plötzliches Schrecken hatte alle Herzen eingenommen. Indem mein Vaterland der Uneinigkeit herhalten muste, so lebte ich mit Chi-

chotten

choten ziemlich ruhig. Sie war artig, und von einer überaus freundlichen Gemüthsart. Ich hatte sie in ein Haus, das etwa hundert Schritt von der Stadt lag, einquartieret, damit sie in desto gröserer Freyheit wäre. Ich brachte mit ihr ganze Tage in einer vertrauten Einsamkeit zu. Sie las gern die Stunden über, darinnen ich mich mit zeichnen oder mahlen beschäftigte. Ihre Gemüthsbeschaffenheit schickte sich für mich so gut, daß ich an eine dauerhafte Wirthschaft gedachte, und mit ihr den Rest meines Lebens zuzubringen mich entschlossen hatte.

Mein Vater solte in kurzen nach Paris abreisen. Er ging nach Hofe wegen der Folgen der Cadierischen Sache. Ich hatte meine Sachen bei der Abschilderung, die ich ihm von den Verdrüßlichkeiten bei dem Advociren gemacht hatte, so gut ausgerichtet, daß ich ihn zur Einwilligung brachte Kriegsdienste anzunehmen, so bald wir in Paris seyn würden. Ich liebte Chichoten zu sehr, als daß ich sie hätte verlassen sollen.

Ich entschloß mich sie mitzunehmen. Ich machte mir Rechnung einige Zeit unter die Musquetairs zu gehen, damit ich bei einer Compagnie Cavallerie einkommen möchte. Sie reisete acht bis zehn Tage vor mir ab, und erwartete mich zu Lyon, von dar führte ich sie selbst bis nach Paris.

Sie bezog ein von dem Pallast, darinnen ich mit meinem Vater wohnete, unweit gelegenes Zimmer, welcher meistens zu Versailles blieb, und mir bei meiner Gebieterin zu seyn, völlige Freyheit ließ. Je länger ich mit ihr umging: ie mehr entzückte mich ihre Freundlichkeit. Ich hatte gewünscht, daß, ehe sie bei mir war, sie eingezogener gelebet hätte.

Aber ich wuste, daß, so jung sie war, sie viel Liebeshändel gehabt hatte; und auf der andern Seite kam sie mir so wohl erzogen für, daß ich die Aufführung eines Operfrauenzimmers gar nicht an ihr gewahr wurde. Ich bat sie, mir offenherzig ihre Begebenheiten zu erzehlen, mit der Versicherung, daß ich sie darum nicht weniger lieben würde. Ich bin zu Angouleme geboren, sagte sie zu mir, eines Kaufmanns Tochter, der mehr als hundert tausend Thaler hatte. Mein Name ist nicht Chichote. Ich heisse R. Ich habe einen Bruder, der bei dem Regimente von ** Hauptmann, und eine Schwester, die mit einem der vornehmsten von Angouleme verheyrathet ist. Diese, nebst einer andern von meinen Schwestern, die sie unter den Namen von Argenterie gekennet haben, machet alle meine noch überbliebene Anverwandten aus. Als meine Eltern gestorben waren, that mich mein Vormund in ein Kloster, daß ich daselbst erzogen werden möchte, bis ich in einem Alter wäre, darinnen ich eine

eigene Haushaltung anfangen könte. Meine Schwester von Argenterie, hatte sich einige Zeit vor dem Tode meiner Mutter einen Officier entführen lassen, der ihr, sie zu heyrathen, versprochen hatte. Sie folgte ihm nach Paris nach, wo sie ihr Liebhaber verließ. Nach Hause durfte sie nicht wieder zurück kommen, und weil sie kein Geld hatte, so sahe sie sich genöthiget die seltsamsten Streiche zu spielen.

Sie war schön und artig, und bekam alsobald eine Menge Anbeter. Sie wies keinen ab, und in zwey oder drey Jahren, sammlete sie bei zehn tausend Thaler an Geräthe und Edelsteinen. Sie nahm sich so wenig in Acht, daß Herr Herault genöthiget war, sie gefangen setzen zu lassen.

Weil sie ihren Namen verändert hatte, so konte meine Mutter niemals einige Nachricht von ihr bekommen. Nachdem sie fünf bis sechs Monate eingeschlossen gesessen hatte, wurde sie wieder auf freyen Fus gestellet. Aber weil ihre Schönheit durch ihr liederliches Leben grosen Schaden gelitten hatte: so sahe sie wohl, daß es mit ihr bald auf die Neige kommen werde. Sie dachte aus Paris zu gehen, als das Schicksal ihr eine Person zeigte, der von einer Gemüthsart war, die mit der ihrigen verbuuden zu seyn verdienete. Es war ein junger wohlgestalter Mensch, der von Saint Omer gebürtig war. Er war Untercapellan, und war

von den Barfüsern entlaufen, bei denen er seine Klostergelübde gethan hatte. Er hatte keinen andern Lebensunterhalt, als die Geschicklichkeit es dahin zu bringen, daß man unglücklich spielet. Er war genöthiget, sich von Paris zu entfernen, wo er anfieng bekannt zu werden.

Diese zwey Personen schickten sich für einander alzusehr, als daß die Sympathie nicht hätte würksam seyn sollen. Sie beschlossen auch ihr Schicksal gemeinschaftlich zu machen. Sie faßten den Vorsatz nach Lyon zu gehen; und von dem Tage an, da sie aus Paris gingen, gaben sie sich für mit einander verheyrathete aus. Unterdessen hatte meine Schwester erfahren, daß meine Mutter gestorben war. Sie dachte, daß wenn sie mich in ihre Bothmäsigkeit bekommen könte, da ihre Reizungen zu vergehen anfiengen, die wenige Schönheit die ich besaß, ihre Einkünfte um vieles vermehren würde. Von Hause hatte sie nichts zu hoffen. Meine Eltern hatten sie auf dem Todbette enterbet. In Angouleme durfte sie sich nicht wieder sehen lassen. Sie unterließ nicht sich dahin zu wagen. Sie nahm zwey Laquayen und eine Kammerfrau an, und im Gefolge dieser Bedienung kam sie mit ihrem vermeynten Mann zu Angouleme an. Sie machte allen unsern Anverwandten weiß, sie wäre so glücklich gewesen, daß sie einen niederländischen Herrn zur Ehe bekommen hätte, und sie hoffe, daß man

sie

sie bei ihrem Manne nicht zu verkleinern suchen werde. Die Familie, die sich durch so wahrscheinliche Vorstellungen hatte hintergehen lassen, erwies ihr Gefälligkeiten über Gefälligkeiten. Sie besuchte mich im Kloster, und beschenkte mich mit einem sehr schönen Kleide, von dem sie sagte, daß es mir ihr Mann gekauft hätte. Doch habe ich nachdem erfahren, daß es eines von ihren alten Kleidern gewesen, welches sie hatte zurechte machen lassen.

Nachdem sie mich zwey oder dreymal besuchet hatte, so gab sie für, sie wäre krank, und ließ die Nonnen bitten, mich zu ihr zu schicken, daß ich ihr zwey oder drey Tage Gesellschaft leisten möchte. Ich ging mit Vergnügen sie zu besuchen. Ich fand sie ganz aufgeräumt. Wie! meine Schwester! sagte ich zu ihr, man sagte, ihr wäret krank. Es ist eine Entschuldigung, sagte sie zu mir, die ich fürgeschützet habe, damit ich dich auf zwey Tage mit auf das Land nehmen kan. Ich glaubte solches mit redlichem Herzen, und dankte ihr. Bei Anbruch der Nacht setzte sie mich mit ihrem Manne in einen Wagen, und ich erstaunte sehr, als ich zwo Tage darauf erfuhr, daß man mich nach Lion führete. Ich war so unschuldig, und sahe dasjenige, worzu man mich bestimmete, so wenig vorher, daß ich zu ihr sagte, die Nonnen werden mich hart anlassen, wenn ich zurück kommen werde.

So bald wir angekommen waren, nahm sie den Namen von Argenterie wieder an: Sie führte mich alle Tage prächtig geputzt in die Schauspiele. Ich wurde wie ein Kleinod gezeigt, welches man gerne los werden will. Ein schon betagter Mann bot hundert Louis. Aber meine Schwester hätte ihn bald bei diesem Gebote gefressen. Er sahe wol daß aus einem so wohlfeilen Kaufe nichts werden würde. Er bot zweyhundert. Der Handel wurde geschlossen, und die Sache wurde nicht länger als bis den folgenden Tag Nachmittag verschoben.

Meine Schwester hielt mir den ganzen Morgen Reden, davon ich nichts verstund. Sie sagte zu mir, sie wolle mir ein Kunststück lernen, Geld und Kleider zu bekommen, so viel ich wolte, und hierinnen dürfte ich nur ihrem Rathe folgen. Hernach fragte sie mich, ob ich niemals nackende Mannspersonen gesehen hätte. Ach! mein Gott, was saget ihr meine Schwester, antwortete ich ihr, eine Mannsperson nackend zu sehen, ist eine grose Sünde. Gut, Einfältige, sagte sie zu mir! die Mährchen machten dir die Nonnen weiß. Aber siehe, ob ein iedes artiges Frauenzimmer nicht Liebhaber habe. Ich will dir einen schaffen. Nein, ich will keinen sagte ich.

Unter dieser Unterweisung kam der Mann an. Meine Schwester ging mit ihm in ein ander Zimmer. Er zehlte die zwey hundert Louis

auf.

auf. Sie rufte mich darauf, ließ mich mit ihm allein, und schloß die Thüre mit dem Schlüssel ab. Ich fieng an zu weinen, und rufte vergebens. Der Mann wolte sich die Zeit zu Nutze machen, und seine zwey hundert Louis verdienen. Er nahm mich von der Erde in seine Arme, und warf mich auf ein Bette. Ich verdoppelte darauf mein Geschrey, ich biß ihn, ich krazte ihn, und so viel Mühe als er auch anwandte, so war er genöthiget mich gehen zu lassen. Meine Schwester, die an der Thüre hörete, machte in diesem Augenblicke auf. Es ist ein Teufel sagte dieser Mann; man kan nichts mit ihr machen. Sie sind ein Esel, sagte sie zu ihm, ich will sie ihnen halten. Sie nahm mich in ihre Arme. Ich mochte Thränen vergiessen, und mich wehren wie ich wolte, es war nicht mehr in meinem Vermögen Widerstand zu thun, und dieser Bösewicht erlangte mit Hülfe meiner Schwester seinen Endzweck.

Als er mich verlassen hatte, raufte ich mir die Haare aus. Ich wolte mich zum Fenster hinunter stürzen. Meine Schwester mochte mich zu besänftigen suchen wie sie wolte, ich suchte zwey Tage ein Mittel zur Flucht, mit dem Entschlusse, eher alles zu wagen, als länger bei ihr zu bleiben. Sie merkte es, und versprach mir, daß ich den Mann nicht wieder sehen solte.

Sie hätte mir nicht Wort gehalten, wenn sie nicht wäre gezwungen worden aus Lyon zu gehen, und drey Tage darauf nach Marseille zu flüchten. Man hatte Anzeigungen bekommen, daß ich zu Lyon wäre, und einer von meinen Vettern war hergekommen, mich zurück zu führen. Als meine Schwester das Fenster aufmachte, sahe sie ihn auf der Gasse vorbeigehen. Sie zweifelte nicht, daß er sie bald erfragen würde, und noch die Nacht schiften wir uns auf der Rhone ein, nach Marseille zu gehen. Als wir hier ankamen, so fiengen wir es hier wiederum an, wo wir es zu Lyon gelassen hatten. Der Graf von Vintimille sahe mich in der Comödie. Er redete öfters mit mir, und bat meine Schwester um Erlaubniß, nach Hause kommen zu dürfen. Sie gab sie ihm. Sie nahm jedermann gerne an, und die Liebhaber die sie nicht für reich genug hielt, daß sie bis zu mir hätten kommen können, behielt sie für sich.

Ich sahe Vintimillen alle Tage. Ich kam so weit, daß ich ihn so sehr liebte, als er mich. Ich durfte ihn den Zustand nicht sagen, darinnen ich mich befand, daß ich ihn nicht auf andere Gedanken bringen möchte. Unterdessen schlug mir meine Schwester vor, ich solte einen reichen Handelsmann besuchen. Ich sagte ihr, daß ich eher sterben, als darein willigen würde. Sie stellete sich, als ob sie nicht mehr daran gedächte.

Als ich zwey oder drey Tage darauf mit ihr an dem Ufer des Meeres spatzieren ging, so bat sie mich ein gewisses Schifgen zu besehen, welches man am Ufer gebauet hatte, und welches sehr artig aussahe. Wie gros war meine Bestürzung, als ich im Hineinsteigen diesen Handelsmann sahe, von dem sie mit mir geredet hatte. Er führte uns von dar in ein Haus. Ich fand eine prächtige Erfrischung auf der Tafel stehen. Ich beschloß, durch Verstellung mich aus dem Handel zu wickeln. Ich setzte mich zu Tische, und zwang mich so sehr, als es mir möglich war.

Einige Zeit darauf, stellete ich mich etwas nöthig zu haben, stund von Tische auf, ging aus dem Hause, und lief, so geschwinde ich konte, auf die Landstrase, die nur hundert Schritte davon war. Ich traf einen Bauer an, dem ich einen Louis versprach, wenn er mich bis in die Stadt führen wolte, ohne von mir zu gehen. Er wunderte sich sehr über einen so ansehnlichen Verdienst, denn wir waren nicht einen Büchsenschuß weit davon. Als ich angekommen war, ging ich in das erste Gewölbe, und schrieb dem Vintimille, ich bäte ihn, in die Kirche der Augustiner zu mir zu kommen.

Eine halbe Stunde darauf traf er mich hier an. Ich erzehlte ihm meinen Zufall. Er schwur mir tausendmal, daß er eher sterben als mich verlassen würde, und führte mich zu einer

Frau

Frau von seinen Freundinnen, welcher er mich zur Verwahrung gab. Meine Schwester, die mich nicht wieder kommen sahe, ging vom Tische mich zu suchen, sie suchte das Haus von oben bis unten durch, sie durchlief den Garten, endlich ging sie wieder in die Stadt zurück, und schickte überall hin, wo sie glaubte, daß ich mich hätte hinbegeben können. Vintimille half ihr aus der Noth. Er ging hin, und sagte ihr selbst, daß ich nicht wieder zu ihr kommen würde. Ich hätte ihn von allen ihren Unternehmungen benachrichtiget. Sie muste alles zugeben; auserdem hätte er sie und ihren Mann in Verhaft bringen lassen. Ich kam kurz darauf von beiden los. Sie reiseten, wie sie wissen, nach Livorno, wo sie ihre Sachen besser zu machen glaubten.

Diese Geschichte, davon ich die Hauptumstände durch viele Personen von Angouleme erfuhr, machte daß ich der Chichote noch geneigter wurde. Ich schätzte mich glücklich nach Paris gekommen zu seyn, wo ich mit ihr freyer leben könte, als ich an meine Abreise gedenken muste. Mein Vater hatte bei dem Herzog von Bouflers für mich um Dienste angehalten. Ich hatte schon einen Bruder, den Maltheserritter bei seinem Regimente. Er ernannte mich zum Lieutenant bei seiner Leibcompagnie, und ich bekam Befehl, mich zur Abreise fertig zu halten. Ich kündigte diese Zeitung der Chichote an.

Wie! sagte sie zu mir mit Thränen, sie verlassen mich? Nein, sagte ich zu ihr, sie sollen nicht von mir kommen. Ich will zum Herrn von Bouflers nach Lille gehen, und sie sollen mit dahin folgen. Ich nahm sie mit mir, und wir brachten noch drey Monate zu Lille zu. Unterdessen muste ich nach Givet gehen, wo sich das Regiment befand, mich daselbst vorstellen zu lassen. Ich konte Chichoten nicht von Garnison zu Garnison führen. Ich schickte sie nach Paris zurück, wo ich einer gewissen Person auftrug, ihr alles zu reichen, was sie nöthig haben würde.

So bald sie fort war, machte ich mich gefast Lille zu verlassen. Aber der Aufwand, den ich da gemacht hatte, hielt mich zurück. Ich war ein Ansehnliches schuldig, und wartete, daß mir mein Vater, auf meine Besoldung, Geld fürstrecken würde. Er hatte gehöret, daß ich ein Mägdgen mit mir nach Lille gebracht. Ich schrieb ihm umsonst viele Briefe, er würdigte mich nicht einmal mir zu antworten. Ein Freund, den ich hatte, der Renaud hieß, schoß mir grosmüthiger Weise die Summe vor, die ich nöthig hatte, und dieses ist nicht der einzige Dienst, den er mir und meiner ganzen Familie erwiesen hat.

Als ich nach Givet angekommen war, empfieng ich viele Briefe von Chichoten. Sie schrieb mir, ich solte ihr Geld schicken, sie habe

dessen überaus nöthig. Es war mir unmöglich solches zu thun. Der Freund, an den ich sie in Paris gewiesen hatte, sahe sie alle Tage. Die Gelegenheit und der Geldmangel machten ihn Meister von einem Herzen, welches ich ungern verlohr, welches aber in den Umständen, darinnen ich mich befand, mir zur Last wurde. Ich war auch nicht unwillig, als ich erfuhr, daß sie einen andern Liebhaber hatte. Kurz darauf, als mein Handel mit Chichoten gänzlich geendiget war, ging das Regiment nach Douai in Besatzung, und ich begab mich nach Lille, dem Herrn Herzog von Bouflers meine Aufwartung zu machen. Dieser Herr hat grose Eigenschaften, ohne diejenige, da wir uns beliebt zu machen wissen. Er ist wohlgestalt, hat Einsicht, Tapferkeit; ist ein ehrlicher Mann, ein bei Hofe seltener Charakter. So viel Tugenden würden ihm die Herzen gewinnen, wenn er sie nicht durch seinen Stolz und auffahrendes Wesen entfernete. Von den Grosen wird er beneidet, und von den geringen wenig geliebet.

Die Gütigkeit, die er für meinen Bruder hatte, und diejenige, damit er mich beehrte, hatten mich ihm sehr ergeben gemacht. Ich that öftere Reisen nach Lille. Auf einmal wurden sie durch eine Leidenschaft unterbrochen, die sich in mir äuserte. Ich hatte meinen Freund Clairac zu Douai wieder gefunden, wo er als Ingenieur bei der Festung gebraucht wurde. Er

hatte

hatte mich in das Haus eines Parlamentsraths geführet, dahin er öfters ging. Ich wurde in seine Tochter verliebt. Sie war nicht schön, hatte aber überaus viel Verstand. Clairac merkte daß sie mir gefiel. An statt mir solches auszureden, gab er mir zu verstehen, daß ich glücklich seyn würde, wenn ich darbei verharrete. Seine Gebieterin kam, die Zeit vor dem Abendessen mit der meinigen zuzubringen; welches also eine Geselschaft von vieren ausmachte. Das Frauenzimmer, welches ich liebte, war in der Welt nicht so unerfahren, daß sie mich nicht hätte errathen sollen. Es giebt wenig Agnes in einem gewissen Alter, bei den Besatzungen. Sie ersparte mir unnütze Versicherungen, und weil sie von meiner Liebe mehr nach meinem eifrigen Bezeigen, als nach meinen Reden urtheilete; so sahe ich, daß, wenn ich ihr meine Liebe entdecken wolle, sie solche schon lange wisse. Niemals hatte ich, wenn ich liebte Ueberlegungen anstellen können. Diesesmal fieng ich auch nicht an. Ich ließ mich mit so vieler Lebhaftigkeit ein, als wenn dieses meine erste Neigung gewesen wäre. Clairac, welcher mit kaltem Geblüte urtheilete, wie gefährlich es seyn würde, wenn ich zu weit ginge, liebte mich allzusehr, als daß er mich nicht hätte warnen sollen. Marquis, sprach er zu mir, ich habe geglaubt, als sie zu lieben anfiengen, daß sie aus ihrer Neigung einen Scherz, und keine ernsthafte Sache machen würden. Diejenige, die sie lieben,

ben, ist kein gemeines Mägdgen. Sie ist von Stande. Sie haben zwo Abwege zu vermeiden, den einen, daß sie ihre Gebieterin nicht in Ruf bringen, und den andern, daß sie nicht mehr versprechen, als ihnen zu halten gut ist. Denken sie doch beständig daran, daß sie nicht ihr Herr sind. Lieben sie, reden sie und schreiben sie niemalen. Von keinem andern, als vom Clairac hätte ich dergleichen Reden angehöret. Als ich von ihm kam, überlegte ich die Sache, wider meinen Willen.

Meine Gebieterin kam mir alle Tage liebenswürdiger für. Ich tändelte, ich tschekerte mit ihr, aber das war es alles. Wir waren glücklich, wenn wir einander beim Quadrillspielen, an den Fus drücken, oder ein Wort ins Ohr hatten sagen können. Ich war an etwas würklichers gewöhnet. Ich beklagte mich darüber, man wurde unwillig, ich ließ mich nicht abweisen, ich schmollete, ich that betrübt; mit einem Worte, ich machte meine Sachen so gut, daß ich sahe, ich würde alles erlangen, was ich wünschete, wenn ich dem Unterrichte des Clairacs nicht nachkommen wolte. Der Schritt war schlüpfrig. Als Liebhaber gab man mir das Herz; als einer Person, welche Gemahl zu werden versprach, bot man mir das übrige an. Ich ergrif ein Mittel. Mein Freund hatte mir gesagt, daß ich nicht schreiben solte, aber er hatte mir nicht verboten zu verstehen zu geben, daß

ich

ich schreiben würde. Ich versprach also alles, was man wolte, und ich nahm die Liebe zum Zeugen meiner Schwüre. Ich legte ihrer so viel ab, als man verlangte, und man hielt sie für hinlänglich aufrichtig, daß man sich darauf verlassen konnte. Der erste Augenblick, darinnen ich meine Gebieterin allein sehen konte, war auf einem Saale, neben demjenigen, wo man spielte. Wir brachten daselbst eine Viertelstunde, ohne Licht zu; aber in dem, was wir thaten, leuchtete uns die Liebe mit ihrer Fackel. Ihrer Mutter keinen Argwohn zu geben, muste man zur Geselschaft gehen. Wir fiengen an Quadrille zu spielen. Dieses Spiel schien uns so abgeschmackt, wann wir an dasjenige gedachten, womit wir aufgehöret hatten, daß die einzige Hofnung einen andern günstigen Augenblick zu finden uns allein wiederum aufrichten konnte. Doch muste ich mich entschliesen, einige Zeit ohne meine Gebieterin zuzubringen.

Das Regiment bekam Befehl in das Lager bei Richemont zu gehen. Ich versprach wieder zu kommen, so bald das Lager zu Ende seyn würde, und ich hielt auf das genaueste mein Wort. Als das Regiment zur Besatzung nach Maubeuge gegangen war, brachte ich den Winter zu Douai zu. Es ist wahr, daß mich so wohl Clairac als die Liebe auf den Entschluß brachte, und daß das Vergnügen bei meinen Freunden zu seyn, hinlänglich gewesen wäre, mich

dahin zu bringen. Ich war vier Monate einzig und allein mit meiner Liebe beschäftiget, und ich fand von Zeit zu Zeit wiederum Gelegenheit einige Viertelstunden auf eben dem Saale zuzubringen, wo mein Glück angefangen hatte, und sie eben so nützlich anzuwenden, als das erste mahl.

Meine Freude und mein Glücke wurden durch nichts unterbrochen, als durch die Vollziehung meiner Schwüre, die man ziemlich oft von mir verlangete. Man ging darinnen so weit, daß ich sahe, ich müsse nunmehr an ein Ende denken. Clairac bekam zu der Zeit Befehl von Douai abzureisen, und nach Valenciennes zu gehen. Ich reisete auch ab mich zum Regimente nach Maubeuge zu begeben, welches nach Deutschland zur Belagerung von Kehl gehen solte.

Wenig Officier hatten sich gefaßt gemacht den Feldzug abzuwarten. Zwey und zwanzig Compagnien Grenadiers waren durch Kehl gegangen, als man zu Strasburg noch immer wettete, es würde zu keinem Kriege kommen. Endlich kam der Befehl zum Marsche der Armee. Wir gingen auf zwey Brücken über den Fluß, und die Armee campirte den Abend in einer solchen Unordnung, daß, wenn die Feinde das geringste fliegende Lager gehabt hätten, sie uns ein oder zwey Viertel, denen man nicht hätte zu Hülfe kommen können, weggenommen hätten.

Unse

Unsere Generale waren aus der Uebung im Kriege gekommen, und Kehl war über, ehe man mit der Einrichtung des Lagers zu Stande kam. Als das Regiment in die Verschanzungen gegangen war: so war ich den Tag nicht auf der Piquetwache, und vertrieb mir die Zeit; indem ich Bomben von einer unserer Batterien schiessen sahe. Ein Stücke von dem Geschoß welches zurücke kam, hätte mir bald den Daumen mitgenommen. Zu gutem Glücke kam ich mit einer ziemlichen Wunde darvon.

Nach geendigtem Feldzuge reisete ich ab, mir zu Hause bei dem dritten Battallion, das man wiederum in guten Stand setzete, eine Compagnie anzuschaffen. Ich traf zu Avignon in der Herberge einen Handelsmann von Marseille an, welcher von Barcellona zurück kam. Ich fragte ihn, was es guts neues gäbe. Ich habe, sagte er zu mir, in diesem Lande eine Person gesehen, welche iezo im Bade zu Baleruc ist, und die mit mir oft von ihnen gesprochen hat. Ich bat ihn, mir zu sagen, wer es wäre? Es ist Madame Silvie, antwortete er mir. Sie liebet sie allezeit. Von wem reden sie? sagte ich zu ihm. Sie kennen sie nicht. Wenn sie die Aufführung wüsten, mit der sie mir begegnet ist. Ich weiß sie besser, als sie, gab er mir zur Antwort, und sie wissen sie nicht. Als sie in der Festung in Verhaft waren, so hatte man beschlossen, sie nicht eher wieder heraus zu

lassen, als bis sie verheyrathet seyn würde. Als man unterdessen sahe, daß man sie nicht ewig könne sitzen lassen, wenn sie nicht an ihre Versorgung dächte: so sagte die Aufseherin zu ihr, daß ihre Familie sie nach Indien schicken wolle, wenn sie länger unverheyrathet bleiben würde.

Man hatte auf der Post alle ihre lezten Briefe zurückbehalten. Die Zärtlichkeit, die sie für sie hatte, machte, daß sie sich zu allem, was man von ihr forderte, entschloß. Sie verheyrathete sich, und machte sich unglücklich, sie glücklich zu machen. Sie ist, seit ihrer Versorgung überaus niedergeschlagen, und beständig kränklich gewesen. Die Aerzte haben ihr das Bad zu Balbaruc gerathen, wo sie sich würklich befindet. Diese Erzehlung machte mich in Silvien verliebter, als ich iemals gewesen war. Ich wolte fortreisen, und sie besuchen. Aber ich muste mich nach Aix begeben, und es wäre eine Schande für mich gewesen, wenn ich es nicht gethan hätte. Ich begnügte mich, an sie zu schreiben, und ihr alles anzubieten, was in meinem Vermögen stünde. Sie antwortete mir, die Merkmaale der Zärtlichkeit, die ich ihr gegeben hätte, hätten sie gerühret, aber sie wolle von mir keine andere Wohlthat haben, als das Vergnügen, noch einmal mit mir zu sprechen.

Ich machte mir Rechnung abzureisen, als

ich genöthiget wurde das Regiment des Bourbonnois zu verlassen. Mein Bruder, der bei eben dem Regimente Officier war, befand sich zu Maltha, und langte zu der Zeit an, als ich meine Compagnie aufrichten wolte. Die andern waren vergeben, und dieser Handel hatte ihm sein Glücke gekostet. Er nahm meine Stelle an. Ich hatte allezeit eine ganz unaussprechliche Lust gehabt, unter das Regiment des Richelieu zu gehen. Ich hatte eine so vollkommene Hochachtung für den Obersten, daß ich mir ein Vergnügen daraus machte ihm in einem Stücke meine Ergebenheit zeigen zu können. Ich schrieb ihm, und hielt um eine Compagnie bei seinem dritten Bataillon an, wenn noch einige leer wären. Er erwies mir die Gnade, mir eine zu geben. Ich dachte also, sie so bald als möglich anzuwerben, und diese Verwirrungen hielten mich ab, Silvien zu besuchen, welche in meinem Herzen die ehemalige Stelle mit mehr Herrschaft, als iemals, wieder eingenommen hatte.

Sie war genöthiget nach Spanien zu ihrem Manne zurück zu gehen, und ich führte meine Compagnie nach Besanson, wo unsere zwey erste Bataillons waren, und wo sich das dritte zusammen zog.

Das Bild der Silvie folgte mir überall nach. Ich wartete mit Ungedult, bis der Feldzug zu Ende ginge, daß ich sie besuchen könte. Die

Zurüstungen, die wir zum Feldzuge zu machen genöthiget waren, halfen mir meine Schwermuth vertreiben. Unsere zwo Bataillons marschireten, zu den Linien von Etlingen zu stosen, und wir sahen mit Verdruß, daß wir ihnen nicht folgeten. Aber der Herr Herzog von Richelieu tröstete uns, als er nach Besanson ging mit der Hofnung die er uns machte, daß wir bald zu ihnen stosen würden.

Es giebt wenig Leute in Europa, die diesen Herrn nicht kennen. Die Gelehrten, sehen ihn als einen Gelehrten an, die Staatskundigen, als einen Mann der in den Dingen, die der Fürsten Interesse betreffen, eine tiefe Einsicht hat, die Hofleute, als ein vollkommenes Muster eines gefälligen und artigen Mannes. Aber man urtheilet blos mittelmäsig, von allen den Eigenschaften die an ihm sind, wenn man ihn nicht ins besondere kennet. Er ist allemal ein Mann vom ersten Range. Aber für diejenigen, denen er sich anvertrauen will, ist er ein Mann, der gar nicht zu beschreiben ist.

Seinem dritten Bataillon hielt er das gegebene Wort, und wir bekamen Befehl von Besanson abzumarschiren, und nach Straßburg zu gehen. Wir dachten sogleich, bei unserer Ankunft daselbst, über den Rhein zu gehen, und uns zur Belagerung von Philippsburg zu begeben. Allein der Marschall von dem Burg, der Truppen nöthig hatte, behielt uns bei ihm.

Ich

Ich wurde müde im Müßiggange zu leben, indem die andern bey der Armee waren, und begab mich zum Herrn Herzog von Richelieu nach Philippsburg.

Ich werde nicht die Anfälle, noch die Befestigungen dieses Platzes beschreiben. Die bekante Karte ist hinreichend, uns von allen beiden einen deutlichen Begrif zu geben. Ich schreite geschwind zu demienigen, was ich bei der Belagerung gesehen habe. Philippsburg wurde den drey und zwanzigsten May von dreyßig Bataillonen, und von den Regimentern des Conde, und der Dragoner des Vitry, unter dem Commando des Asfeld, welchen der Marschall Herzog von Berwick vom Lager bey Bruchsall abgesondert hatte, angegriffen. Die Nacht zwischen den ersten und andern des Brachmonats waren die Laufgräben geöfnet worden, und die häufigen Regen, die uns in der Mitte der Belagerung trafen, worzu noch die Ergiesung des Rheins kam, der das Erdreich, wo der Anfall geschahe überschwemmet hatte, machten den Fortgang der Belagerung zweifelhaftig.

In der Folge ward es noch schlimmer. Das Wasser vom Rhein war erstaunlich angewachsen, und hatte unsere Laufgräben angefüllet. Eine sowol wegen der Anzahl der Truppen, als auch wegen des Ruhms, den Prinz Eugen hatte, beträchtliche Armee war dem Platze zu

Hülfe kommen. Unsere Soldaten hatten auf einmal das grose Feuer der Belagerten, die Hitze der Sonne, die Unbequemlichkeiten des Regens, die Ueberschwemmungen des Rheins auszustehen. Unterdessen blieben ihre Unerschrockenheit und ihre Grosmuth allezeit unwandelbar. Sie setzten voller Muth durch die langen Ueberschwemmungen durch, wo ihnen das Wasser bis über den halben Leib gieng, und trugen ihr Gewehr und ihre Kleider auf ihren Köpfen. Sie gingen mit Freudigkeit auf dem aufgeworfenen Erdreich der Laufgräben. Sie verlangten mit grosem Geschrey, man solle dem Feinde alle Capitulation versagen. Sie fürchteten nichts, als daß sie die Gelegenheit verlieren möchten, ihre Herzhaftigkeit, und ihren Eifer kund zu thun, und wünschten inständig, man möchte sie zum Feinde führen.

Der junge Prinz von Conti trug nicht wenig bei, ihnen diese Hitze beizubringen. Er war der Abgott der Armee; und man muß gestehen, daß er es verdienete. Als Erbe der Tugenden seines Grosvaters und als Held, in einem Alter wo die andern auf dem Wege des Ruhmes noch den ersten Schritt thun, munterte er die Officiere durch sein Exempel, und die Soldaten durch seine Wohlthaten auf.

Unter diesen Anstalten kam ich bei der Armee an. Der Herzog von Richelieu war den

Tag

Tag Brigadier der Laufgräben, und ich brachte die Nacht bei ihm zu. Den Tag darauf stellete er mich dem Herrn Herzog von Vaujour für, mit dem er sehr vertraut war.

Die Gleichheit von beider Charakter setzte mich in Verwunderung. Ich hatte Witz, Wissenschaft, und Einsicht bei dem Herzog von Richelieu gefunden. Dieses alles traf ich auch bei dem Herzog von Vaujour an; und ich sahe keinen andern Unterschied, als die Erfahrung, die uns zehn oder zwölf Jahr mehr oder weniger zuwege bringen. Die schönen Eigenschaften dieser zwey Herzoge schienen mir um so viel desto bewundernswürdig, als ich sie selten unter der grosen Zahl von Hofleuten und Herren fand, von denen die Armee voll war. Wenn man alle die gezehlet hätte, derer Verdienste in sonst nichts als Stallknechten und Handpferden bestand, so wäre die Zahl nicht klein gewesen. Nachdem ich einige Zeit zu Philippsburg gewesen war, muste ich auf meine Rückreise nach Straßburg denken, wohin mich mein Dienst rufete. Den Tag vor meiner Abreise, wäre meinem Bruder bald ein Zufall begegnet, davon ich eine unschuldige Ursache gewesen wäre. Er war gekommen mich im Lager des Regiments zu besuchen, welches den Stücken des Platzes so ausgesetzt war, daß der Verschanzungen ohngeachtet, die man gemacht hatte, wir alle Tage in den Gezelten todte Pferde und Solda-

ten fanden. Ich hatte meinen Bruder in eines Officiers seinem von meinen guten Freunden empfangen. Eine Stückkugel ging gleich queer durch, und nahm die Helfte von der Decke weg, ohne zu allem Glücke vier Personen anzurühren, die darinnen waren; zwanzig Schritte davon zerschmiß sie zwo Pferden den Schenkel.

In der folgenden Zeit fand man ein Mittel, die Feinde abzuhalten in das Lager zu schiessen; indem man eine Bombe allemal mitten in die Stadt schickte, wenn ihre Kugel hier ankam.

Kaum war ich zu Straßburg, als das Bataillon Befehl bekam zu den zwo andern zu stossen. Wir holten die Armee ein, als sie nach Speyer defilirte, wo wir unter dem Commando des Herrn Herzogs von Noailles blieben. Von dar gingen wir weiter, bis zwo Meilen vor Worms. Hier bekam ich einen Brief von meiner werthen Silvie. Sie berichtete mir, daß sie den Winter in Frankreich zubringen würde, und daß, wo ich meinen Sinn nicht geändert hätte, es blos an mir läge, wenn sie sich nicht aller der Dinge wegen, die ich ihr hätte zurechnen können, rechtfertigte. Diese Nachricht verursachte mir eine empfindliche Freude. Aber wie ich niemals ein vollkommen Glück habe geniesen können: also begegnete mir ein Zufal, den ich Zeitlebens empfinden werde.

Ich

Ich war ernannt auf Fütterung zu gehen. Die Soldaten, die ich commandiren solte, stunden seit langer Zeit am Ende des Lagers in Schlachtordnung. Ich wolte mein Pferd anspornen, sie ie eher ie lieber zu erreichen. Es war auf einem schlüpfrigen Wege. Es schlug unter mir darnieder, und stürtzte mit mir. Die Mühe die ich anwenden muste zog mir ein Uebel zu, welches mich verhinderte, weiter zu Pferde zu sitzen. Ich war genöthiget nach Speyer zu gehen, und weil ich hier keinen Aufenthalt fand, so ging ich nach Philippsburg zum Ritter von Clairac zurück. Als die Armee wieder über den Rhein gegangen war, so ging sie durch die engen Päße bei Strasburg. Meine Krankheit nöthigte mich einen Monat lang im Bette zu bleiben. Der einzige Trost den ich hatte, war dieser, daß ich von Zeit zu Zeit Nachricht von Silvien bekommen solte. Aber nun war es mir unmöglich, sie zu besuchen.

Als es sich ein wenig mit mir gebessert hatte, ging ich nach Paris und erkundigte mich, ob ich mich nicht völlig könnte heilen lassen. Die Aerzte sagten zu mir, daß ich zu alt wäre, als daß ich es hoffen dürfte. Weil ich nicht mehr zu Pferde sitzen, noch eine gewaltsame Bewegung aushalten konte, so beschloß ich auser Diensten zu gehen.

Ich schrieb an meine Eltern, daß, da ich dreyßig Jahr alt wäre, ich glaubte, daß dieses

die

die Zeit wäre, da es gut wäre an eine beständige Versorgung zu gedenken, und daß ich ihnen verbunden seyn würde, wenn sie solches im Ernst überlegen wolten. Meine Mutter antwortete mir, sie widersetze sich meiner Verheyrathung nicht. Aber mein Vater und sie könten mir nichts geben, sie fänden sich eben nicht geneigt Blutsauger an ihrem Leibe zu unterhalten, sie brauchten Vermögen in der Stadt so zu leben, wie es der Rang meines Vaters daselbst erfordere. Inskünftige könte sie mir nicht mehr als die Helfte von dem Gehalte geben, den man mir reiche. Dieser Brief brachte mich gänzlich auf den Entschluß, die Welt zu verlassen.

Die Zärtlichkeit, die mich für Silvien auf das neue eingenommen hatte, öfnete mir die Augen in Ansehung aller meiner Verirrungen. Die Zeit, die ich zu Paris zubrachte wandte ich zur Wiederholung des Mahlens an, mir in der Einsamkeit einen Zeitvertreib zu verschaffen, in welche ich mir Rechnung machte, daß ich mich begeben würde so bald ich Silvien würde gesehen haben. Eine Reise, die ich zu thun genöthiget bin, entfernet noch auf einige Zeit das Vergnügen, welches ich haben würde, wenn ich sie wieder sehen solte, und die Stille die ich bald zu geniessen hoffe.

Ende des vierten Buchs.

Briefe

des Herrn Marquis

von Argens

über verschiedene Materien.

Der erste Brief
von den Italiänern.

Sie glauben, mein Herr, mir einen grosen Gefallen gethan zu haben; wenn sie die Nachrichten, die sie von den verschiedenen Völkern, welche ich gesehen habe, verlangen, auf zwo Punkte setzen. Ich weiß, wenn sie solche überlegt haben, daß sie eine Untersuchung vieler andern bei sich führen. Ich soll, sagen sie, ihnen von ihrer Art zu denken in Ansehung der Religion, und von dem Zustande darinnen sich bei ihnen Künste und Wissenschaften befinden, Unterricht ertheilen.

So beschwerlich als ihre Forderung ist: so haben sie doch alzuviel Herrschaft über mein Herz, als daß ich sie ihnen abschlagen solte. Die Aufrichtigkeit, aus der ich mir allezeit eine Ehre gemacht habe, soll ihnen vor die Wahrheit der Begebenheiten die ich vortragen werde

Bürge seyn; und wenn eine darunter ist, die ihnen zweifelhaftig vorkommen könte, so werden sie leicht bei fernerer Prüfung sehen, daß ich sie nicht eher, als nach einer reifen Untersuchung aufgezeichnet habe.

Ich werde bei den Italiänern anfangen. Ihr Land ist der Mittelpunct, und das Vaterland der Künste. Bei ihnen haben die Mahler- Bildhauer- und Baukunst die Barbarey wiederum abgeleget, in welche sie die Gothen und Vandalen versetzt hatten. Die Ruhe, derer die Staaten vor Carl den fünften genossen, hatte die Aufnahme, und so zu sagen die Vollkommenheit der Künste unterstützet. Die Geschwindigkeit, mit der sie auf den höchsten Grad gebracht wurden, ist erstaunend.

Peter Perugin, der Lehrmeister des Raphaels hatte einige Zeit wider den verderbten Geschmak gerungen. Aber weil er nicht gnug Einbildungskraft, und Ueberlegung besaß, ihn gänzlich zu überwinden, so waren seine Gemählde, an welchen man bis hieher unbekannte Schönheiten antraf, mit tausend Fehlern angefüllet. Bei ihm war die Mahlerkunst in ihrer Kindheit. Zehn oder zwölf Jahr hernach, wurde sie durch seinen Schüler auf den vollkommensten Grad gebracht. Michel Ange trieb zu gleicher Zeit mit Hülfe des Alterthums die Bildhauerkunst auf den höchsten Gipfel, und Johann von der Porte, der sein Lehrmeister

ster in dieser Kunst war, war von seinem Schüler so weit entfernet, als Peter Perugin es vom Raphael war. Diese zwey grosen Männer zogen eine Menge andere, welche, ob sie gleich nicht so vollkommen waren, als sie, Werke verfertigten, die der Bewunderung der Nachwelt würdig sind. Italien hatte keine berühmte Stadt mehr, die nicht einen geschickten Mahler hatte. Der Titius, die zwey Carachen, Julius der Römer, der Tintoret, Paul von Verona, der Dominihin, der Correge lebten fast alle zu gleicher Zeit. Diese Menge geschickter Leute verhütete, daß Italien in dem Kriege zwischen Carl dem fünften, und Franciscus dem 1ten nicht in die Unwissenheit der Künste verfiel, als jene dieses Land verunruhigten, und aus dem Schauplatze der Ruhe, den Schauplatz des Blutvergiesens und des Niedermetzelns machten.

Es schiene, daß die Zahl der Mahler und Bildhauer, sich nach diesem Verhältniß hätte vermehren sollen. Unterdessen hat Italien dreyßig oder vierzig Jahr nach diesen grosen Männern, kaum einen oder zwey nach den Jahrhunderten gezehlet. Es hat seit hundert Jahren den Guido und den Carlo Meratte gehabt, derer Namen auf die Nachwelt kommen werden. Die übrigen sind so unbekannt, als die letzten Werke des Rousseau, oder die Trauerspiele des von der Serre. Als ich in Italien war, habe ich niemanden gekannt als Solimaine zu Nea-

polis, und Trevisani zu Rom, welche die Hochachtung der Kenner verdienen. Der jüngste von beiden war zwey und siebenzig Jahr alt. Solimaine war im Grosen fürtreflich. Der Trevisani hatte sich auf das Angenehme gelegt. Er zeichnete unverbesserlich. In seiner Farbenmischung war etwas abgeschmacktes und dunkeles, ein gewöhnlicher Fehler der Römischen Schule. Ein Contrefaymahler, Namens David, gehet noch weit unter unsern Schmierern vom Lande. Unterdessen wird er für den erträglichsten gehalten, der iemals in Rom gewesen ist. Urtheilen sie, wie weit er von Rigaud, und von dem Argiliere entfernet war.

Die Bildhauerkunst hat mit der Mahlerkunst gleiches Schicksal gehabt. Michael Ange hatte viel fürtrefliche Nachfolger. Einer der berühmtesten war le Legarde. Zu Ende des vergangenen Jahrhundert hatte Italien noch in dieser Kunst berühmte Männer. Der Cavalier Bernin und Camillo Rosuendi gehörten darunter. Ein gewisser Bouchardon, der von der französischen Academie Besoldung bekam, der zwar noch jung; aber geschickt, und der beste zu Rom war. Der Herr Herzog von Antin hat ihn vor kurzen wieder nach Frankreich kommen lassen. Dem Begriffe nach, den sie sich gemacht hatten, glaubten sie ohnfehlbar, daß alle Italiänische Mahler Raphaels wären, oder zum wenigsten, daß der geringste unsere

Franzosen bei weiten überträfe. Es ist wahr, daß sie der Vollkommenheit derjenigen, die gestorben sind, nicht beikommen; aber sie übertreffen auch diejenigen, welche leben.

Rigaud und Argiliere, haben niemanden als Titien, den man ihnen, was die Contrefayts betrift, entgegen stellen könne. Der Carl Maratte hat in seinen letzten Tagen einige gemahlet. Man siehet, daß sie von einer geschickten Hand kommen. Unterdessen übertreffen sie nicht unsere, und man kan des Rigaud und des Argiliere seinen den Vorzug geben, ohne zu befürchten, daß man für unbillig oder für sein Vaterland eingenommen gehalten werden möge. Wir haben so viel Vorzüge in Ansehung der Geschichte, als des Contrefayts. Der Moine, Canse, Vanlo sind über die Mahler, die heut zu Tage in Italien sind.

Sie werden mich ohnfehlbar fragen, was die Ursache dieser Aenderungen ist, und wie die berühmten Schulen zu Rom, zu Boulogne, zu Venedig, auf einmal ihre Endschaft haben erreichen können? Ich werde ihnen antworten, daß es mit den grosen Leuten, die es in den Künsten hoch bringen, wie mit den feurigen Luftbegebenheiten zugehet, welche sich nur zu gewissen Jahreszeiten sehen lassen, oder wie mit den Wundern, welche nur in einer langen Reyhe von Jahrhunderten gezeuget werden. Es ist der Natur so schwer einen solchen Mann, als

Michel Ange, oder Raphael gewesen ist, zu bilden, als es selten ist, daß sie oft Virgile und Horaze gebieret. Daß Meisterstücke in den Künsten und Wissenschaften gezeuget werden, darzu sind die Beispiele groser Männer, die Muse zu arbeiten, und ein unabläßiger Fleiß noch nicht genug. Es gehöret noch eine ungewöhnliche Fähigkeit darzu. Es gehöret darzu, daß der Himmel bei unserer Schöpfung eine gewisse natürliche Geschicklichkeit geleget habe, wenn wir zu einer Vollkommenheit gelangen sollen, die uns das mühsamste und längste Studieren nicht zuwege bringet. Wenn sie in Ansehung der Künste in Frankreich eine Untersuchung anstellen; so werden sie die Wahrheit von demjenigen was ich sage erfahren. Franciscus der erste brachte sie aus Italien in sein Königreich. Hier hatten sie die Gestalt einer prächtigen Blume, die man in einem Tag aufblühen und verwelken siehet. Die bürgerlichen Kriege, welche binnen fünf oder sechs Regierungen erfolgten, zwangen sie in der Finsterniß zu seufzen. Unter Heinrich dem vierten kamen sie wieder ans Tagelicht. Der Cardinal von Richelieu, der Erhalter, Vater, Beschützer der Wissenschaften und Künste, zog durch die Wohlthaten, mit denen er die mittelmäßigen Köpfe, die zu seiner Zeit lebeten, aufmunterte, diese Menge fürtreflicher Mahler, Bildhauer und geschickter Baumeister auf, die in dem Jahrhundert Ludwigs des vierzehenden lebeten. Damals

sahe

sahe man den Poußin, den Sueur, Jouvenel, den Brue, Girardon, den Gros, Puget, Rivaux, Caraches, Guides, und Bernins, die nicht so sehr als jene gelobet worden, vielleicht aber auch eben so lobenswürdig sind: Dieses ist die Zeit darinnen die schönen Künste bei uns auf dem höchsten Grade gewesen sind. Man kan ihre Geburt unter Heinrich dem vierten, und ihre Kindheit unter dem Cardinal von Richelieu merken. Wenn man sie hätte in ihrem Grade der Vollkommenheit fortpflanzen können; so hätte es Ludwig der vierzehende durch den Beistand, die Unterstützung, und die Bequemlichkeiten, die er ihnen in seinem Reiche verschaffet hatte, gethan. Unterdessen haben die Academien der Mahler- und Bildhauerkunst, die mit den schönsten nach dem Alterhum gebildeten Figuren bereichert, und mit den Gemählden der berühmtesten Mahler ausgeschmücket waren; die jungen Leute, in welchen man Geschicklichkeit fand, die zu Rom auf Kosten des Königs gehalten wurden; die Gnadengelder welche denen zugestanden wurden, die sich durch ihre Geschicklichkeit hervor thaten; alle diese Dinge haben nicht verhindern können, daß die Künste seit zwanzig Jahren in Frankreich nicht unendlich gefallen sind. Diejenigen, die in dem Ansehen stehen, als ob sie heut zu Tage es hoch darinnen gebracht hätten, stehen weit unter ihren Lehrmeistern, und haben es lange nicht so weit als Poußin, und Jouvenel gebracht. Doch

haben sie Vorzüge, welche die andern nicht hatten. Vor dem Herrn Brun muste ein Mahler und Bildhauer, das, was die Hoheit und Pracht Ludwigs des vierzehenden in seinem Reiche gemein gemacht hat, sehr weit suchen. Gestehen sie also nur, daß die Werke groser Männer, die Muse zu arbeiten, und selbst die Hofnung zu Ehrenstellen einen nicht bis auf den Grad erheben können, wohin die Fähigkeit allein das Recht hat diejenigen zu bringen, die sie von andern unterscheiden will.

Vielleicht ist in dem Augenblicke, da ich dieses schreibe, einer von den glücklichen Köpfen verhanden, der sich entwickelt, und über fünf oder sechs Jahren werden wir die Werke eines Römers oder Venetianers sehen, gegen welchen unserer heutigen Franzosen ihre ganz geringe scheinen werden. Die Künste werden in Italien den Vorzug haben, daß sie eher, als in Frankreich, grose Leute ziehen. Die Achtung, die man vor diejenigen hat, die sich darinnen hervorthun, und die Ehre, die man ihnen erweiset, sind viel anzüglichere Reizungen, als die Besoldungen am Gelde, mit denen man Verdienste bei uns bezahlet.

In Frankreich wird Rigaud von einigen Kennern hochgehalten. Fünf oder sechs Herren von Hofe, und einige Leute von Stande werden einige Achtung für ihn haben. Die

übri-

übrigen im Reiche unterscheiden nicht einen Mahler von einem Schuster, noch einen Bildhauer von einem Schuhflicker. Ein Landjunker, dessen Namen sich etwa in ac endiget, und dessen ganzes Verdienst darinnen bestehet, daß er jaget, die Sacramente flucht, und die Bauren prügelt, glaubte, es wäre eine Schande für ihn, wenn er mit einer Palette, oder einem Pinsel umzugehen wüßte. In Italien hingegen sind wenig Leute, die nicht so viel zeichnen solten, daß sie sich nicht auf Gemählde verstünden. Man schämet sich nicht in diesem Lande, sich auf eine angenehme Art beschäftigen zu können. Eine gänzliche Unwissenheit kommt den römischen Herren eben so lächerlich für, als die Raserey sechzehn Schilder wegen, an einer Person die erhungern möchte, den Engelländern und Holländern lächerlich vorkömmt. Glauben sie nicht, daß ich sagen will, die Künste wären in Frankreich durchgehends verachtet. Ich weiß, daß sie noch da in der Blüthe stehen. Aber sie werden mir auch bekennen, daß sie dasjenige, was sie unter Ludwig dem vierzehenden, und unter dem Herzog von Orleans waren, gar nicht mehr sind. Wir müssen hoffen, daß das Ende unserer Kriege sie mehr als iemals zurück bringen wird.

Der andere Brief.

Von der Musik, der Oper, und der Comödie.

Die Musik ist bei den Italiänern nach ihrer Meynung auf dem höchsten Grade. Die Franzosen glauben, daß sie seit einiger Zeit gefallen ist, und daß der Geschmak des Viraldi, Tartini und Mouchi nicht so gut ist, als des Corelli seiner. Was nutzt es, sagen sie, daß eine Arie schwer ist, wenn sie nicht singet, wenn sie mich nicht rühren, in das Herz würken, und es in Leidenschaft versetzen kan. Soll denn die Wissenschaft des Musikverständigen meinem Geschmacke schmeicheln, oder die Harmonie meine Sinne bezaubern? Man mag sagen wie man will, daß die Schuld an uns läge, wenn uns die Stücken des Tartini nicht rühren. Eine schöne Musik muß für alle Nationen, und für alle Menschen empfindliche Schönheiten haben. Corelli war kein Franzos. Er hat zu Paris sowohl als zu Rom gefallen. Buononcini ist das Vergnügen in London. Maceti hat das Geheimniß entdeckt, die Kenner wegen des Verlusts des Corelli zu trösten. Wenn das Vorurtheil, oder der Mangel des Geschmacks, einen Franzosen unvermögend macht

von

von der Italiänischen Musik zu urtheilen; warum haben ihm denn die Werke dieser Meister gefallen, die in Italien so hoch, als in Frankreich geschätzet werden. So gut auch diese Gründe scheinen, so lassen sich die Italiäner doch nicht davon einnehmen. Sie lassen im geringsten nicht den Begrif fahren, den sie von ihrer Musik haben; und schätzen sie so hoch als sie unsere geringe schätzen, die sie zu verachten mehr den Schein an sich nehmen, als sie dieselbe würklich verachten. Zwischen einander so entgegen gesetzten Meynungen, ist ein bestimmtes Mittel, welches sich die Kenner von beiden Nationen leicht gefallen lassen. Buononcini, Macetti, die gros in der Harmonie, annehmlich in dem Gesange, geschickt in der Composition waren, hatten sich bemühet, durchgängig zu gefallen. Sie hatten sich nicht unterstanden, allzuweit hergesuchte, und blos für Kenner bestimmte Thöne anzubringen. Viraldi, Tartini, Andreasani, und die andern Compositeurs in dem heutigen Geschmacke, haben mehr für die Musikverständigen, als für die Liebhaber der Musik gearbeitet. Ihre Werke können weder unwissende Ohren, noch eine mittelmäsige Ausführung vertragen. Unterdessen muß man ihnen Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie auch das angenehme verstanden haben. Sie sind glücklich gewesen, wenn sie es mit dem schweren haben verbinden wollen, und nichts ist präch-

tiger und singender, als die vier Jahreszeiten des Vivaldi.

Die Verachtung, welche die Italiäner für unsere Musik zu haben scheinen, ist mehr eine Würkung ihres Vorurtheils, als der Schwäche unserer Compositeurs. Ich habe Montoneri den ersten Violonisten zu Rom von den Sonaten des le Clerc bezaubert gesehen. Ich habe Philippo, und Silvestrino zwey der besten Musikverständigen, die in Italien gewesen sind, gekannt. Alle beide liessen den Sonaten Gerechtigkeit wiederfahren, die Maceti in Frankreich gemacht hat, ob mir gleich funfzig Personen, ohne sie gehöret zu haben sagten, sie taugten nicht viel, weil er den französischen Geschmack darinnen angebracht hätte. Nicht die Musikverständigen von der ersten Classe verachten unsere Musik. Sie lassen ihr die ihr schuldige Gerechtigkeit wiederfahren. Es ist eine Menge Fiedler denen sie so unbekannt ist, als sie selbst bei uns sind. Unterdessen glauben sie nicht, daß ich unsere französische Violinisten den Italiänern an die Seite setzen wolle. Ich weiß, wie weit sie noch von ihnen entfernet sind. Aber, wenn wir mit den heutigen blos in Ansehung der Composition zu thun bekämen: vielleicht würden wir nicht so weit unter ihnen stehen, als sie es sich einbilden.

Ich komme auf die Vocalmusik. In eben dieser

dieser messen sich die Italiäner eines unendlichen Vorzugs für allen Nationen an. Sie sind des Ruhmes halber ihrer Oper so eifersüchtig, als ein Jansenist wegen des Quesnels seinen seyn kan. Ich habe seit langer Zeit ihre besten Trauerspiele in der Musik gesehen. Sie haben Schönheiten, zu welchen unsere nicht gelangen können. Allein, sie haben auch Fehler, welche nichts als der Gebrauch und die Gewohnheit erträglich machen kan. Die Geselschaft einer Oper, oder wenn sie lieber wollen, die Geselschaft derjenigen, die sie ausmachen, bestehet gemeiniglich aus sechs, bis sieben Personen, drey Frauenzimmer, drey Castraten, und einen Tenor. Da sehen sie, in Ansehung der Personen eine vollständige Oper. Sie haben keine Chöre, einen einzigen ausgenommen, zu Ende der fünften Handlung, der von eben den Acteurs gesungen wird. Ihre Ballets werden nicht von einer Gelegenheit hergenommen. Man tanzet zwischen den Handlungen eben so zur Unzeit, und so schlecht, als man bei der Französischen Comödie die Violinen hören lässet. An statt unsers Chorfrauenzimmers, welches unsere Schaubühne zieret und schmücket, sind die Mägde, oder die Wachen der Prinzen und Prinzeßinnen, Handlanger, die man zu einer Vorstellung um ein halb Kopfstücke miethet. Gemeiniglich sind ihrer etwa zwanzig auf einer Seite der Schaubühne. Sie spielen die Rolle der Bildsäule bei dem Gastmahle des Petars.

Ihre

Ihre Verzierungen sind prächtig. Der Alibertische Saal zu Rom hat sieben Reihen von Logen. Oft hat man auf der Schaubühne eine Carosse mit sechs würklichen Pferden, ziehen sehen. Man kan hieraus auf ihren Raum den Schluß machen. Ihre Maschinen hingegen sind lange nicht so gut als die unsrigen, weder in der Absicht auf die Menge, noch auf die Fertigkeit, und Geschwindigkeit in dem Gebrauche. Ihr Recitativ ist überaus kurz. Ein Acteur bringet nicht viel über sechs bis sieben Verse für, daß nicht ein Arietgen darauf folge. Diese Menge von Arien, die wechselsweise aufeinander folgen, verhindert die Oper matt zu werden, und machet in der Musik unendliche Abwechselungen. Die Italiäner nennen ihr Recitativ schön. Ich habe es allemal für lächerlich, und zu einer Gemüthsbewegung für unvermögend gehalten. Es ist wahr, es würde schwer seyn zu so schlechten Versen als die ihrigen insgemein sind, ein rührendes Recitativ zu machen. Ihre Arien sind von einem ganz besondern Geschmacke, sie sind fürtreflicher als unsere, noch mehr als sie es selbst sagen. So viel Vergnügen man auch empfindet, wenn man sie in Frankreich höret, so kan man doch gar nicht glauben, wie viel sie verlieren, wenn sie von keiner Italiänischen Kehle gesungen werden. Als ich die Cazzoni gehöret hatte, so wünschte ich niemanden mehr, es sey auch, wer es wolle, zu hören, damit ich nur nicht

die

die schmeichlerische Verstellung stöhren möchte, die ich noch davon behalten hatte.

Die Italiänische Oper hat weder die Majestät des Schauspieles, noch die Abwechselung der Tänze und Chöre, noch den häufigen Gebrauch der Maschinen. Dieser Mängel ungeachtet, gefällt es einem ieden, und läuft lange nicht so sehr als das unsrige Gefahr, Ueberdruß zu erwecken. Die Arien, welche von Augenblick zu Augenblick auf einander folgen, und daran der Geschmak, die Harmonie, die Abwechselung immer anzüglicher und angenehmer wird, erhalten so lange die Aufmerksamkeit, ohne sie zu ermüden, daß eine Oper von drey Stunden, nur einen Augenblick zu dauren scheinet.

Ich habe mit vielen Italiänern gesprochen, die lange Zeit in Frankreich gewesen sind, und die Sprache vollkommen inne hatten. Diejenigen, welche nicht französisch verstehen, kömmt es lang und verdrüßlich für. Mir ist es zuweilen begegnet, daß ich in der Oper einen schlechten Sitz bekommen, und die Worte nicht verstanden habe. Da schien mir der Gesang entsetzlich einthönig zu seyn. Lulli ist der gröste Mann gewesen, den wir bei uns in der Composition gehabt haben. Der Geschmack des Quinaut an dem Lyrischen Gedichte, hat der Schönheit seines Recitativs nicht Eintrag gethan.

than. Ich habe allemal bemerkt, daß das Recitativ einer Oper nach der Vortreflichkeit der Verse gut oder schlecht ist.

Thetis und Peller hat vielleicht nicht so viel Mühe gekostet in die Musik gesetzt zu werden, als Tarsis und Zelinde. Was für ein Unterschied in Ansehung der Schönheit des Gesanges? Aber die Worte der Thetis sind vom Fontenelle, und Tarsis seine von dem de la Serre. Unsere Arien haben nicht Abwechselung gnug. Sie sind einander zu sehr gleich, und es kommen ihrer in unsern Opern zu wenig vor. Wir haben oft fünf bis sechs Auftritte Recitativ hintereinander fort. Für einem, der die Musik blos liebt, ist dieses verdrüßlich. Die Oper wird des Singens wegen aufgeführet, und ganz und gar nicht des Redens halber. Ich gehe und sehe die Andromache des Racine, wenn ich durch die Vorstellung eines Trauerspieles gerühret seyn will. Aber singen zu hören gehe ich in die Oper. Wenn man daselbst lange erzehlet, so erweckt man mir bald Eckel.

Sie kennen die Italiänischen Comödien, Ihre vornehmsten Stücken sind diejenigen, die sie zu Paris haben spielen sehen. Es giebt einige neue, die in eben dem Geschmacke sind. Ich zweifele, daß sie sie so gut aufführen werden, als es bei uns geschiehet. Zum wenigsten habe ich keine Bande in Italien gesehen, die mir

so

so gut fürgekommen sey, als diejenige, die wir von dieser Nation in Paris haben.

Den Italiänern gefällt die französische Schaubühne sehr wohl. Sie lassen unsern Trauerspielen Gerechtigkeit wiederfahren, und Corneille und Racine werden bei ihnen so hoch geachtet, als bei uns. Zu Turin und zu Genua sind oft französische Comödianten, so wie an allen Europäischen Höfen. Aber ich zweifele, daß sich sonst an einem andern Orte als in Frankreich unsere Operisten befinden. Ich habe in allen fremden Ländern, wo ich gewesen bin eine französische Comödie und eine Italiänische Oper angetroffen. Scheinet dieser allgemeine Geschmack Europens, das Verdienst unserer Schaubühnen nicht feste zu stellen? Warum solten die Fremden, da sie unsere Comödianten suchen, wenn sie unser Singen für so schön, als unsere Verse hielten, nicht französische Operisten halten; so wie sie Banden von unsern Comödianten haben?

Der

Der dritte Brief.

Von den Italiänischen und Französischen Comödiantinnen.

Es ist ein gröserer Unterschied zwischen den Charaktern der Italiänischen Comödiantinnen und der Französischen ihren, als zwischen unserer und ihrer Oper ist. Die Erzehlung, das Vorurtheil, die Gewohnheit, die Besoldungen, sind die vier Dinge welche die Entfernung verursachen, die sich zwischen beider Sitten und Lebensarten findet.

Es scheinet, als ob wir über die Aufnahme, die unsere Schaubühne gefunden, und über den Beifall den sie bei allen Nationen erhalten hat, eifersüchtig gewesen wären. Wir haben uns Mühe gegeben, Schmach und Schande über diejenigen auszuschütten, die mit ihrer Geschicklichkeit unserm Vaterlande Ehre bringen. Wir lassen uns daran begnügen, daß wir die Poeten loben, und hoch achten, und haben die Verachtung der Comödianten auf das höchste getrieben, ob gleich die Welt für ihre Vergnügungen ihnen eben so sehr verpflichtet seyn muß, als den Verfassern selbst. La Chamele, Baron Beaubourg sind in ihrer Kunst so grose

Per-

Personen gewesen als Corneille und Racine. Es gehöret so viel Mühe, Sorgfalt, Arbeit, Fähigkeit und Naturell darzu, einen grosen Comödianten zu ziehen, als einen grosen Poeten zu machen. Ja jenes ist noch etwas selteners als dieses. Wir sehen zehn berühmte Poeten in dem Jahrhunderte des Augusts. Roscius ist der einzige gute Comödiante, den es hervorgebracht hat.

Wenn ich untersuche, was diesen Eigensinn wohl veranlasset habe, so kan ich die Ursache nicht errathen. Warum haben wir als Nachfolger der Griechen, in Ansehung des Geschmaks an der Schaubühne, ihrer Art zu denken, in Absicht auf diejenigen, die solche in Ansehen bringen, nicht nachgeahmet? Ich kan mich von meiner Bestürzung gar nicht erholen, wenn ich das dem Moliere mit Kummer und Noth zugestandene Begräbniß betrachte, welchem unsere Nation mehr verbunden ist, als den Leuten, welchen man Mausolee aufrichtet. Ganz Europa siehet uns entweder als Barbarn, oder als Unsinnige an, wenn man in fremden Ländern höret, daß eine Actrice, die in ihrer Art die einzige war, und welche tausend Tugenden mit den seltensten Gaben verband, auf dem Schindanger begraben worden ist, und daß man ihr eine Gnade abgeschlagen hat, die man Bösewichtern zugestehet, die von der Hand des Henkers sterben.

Die Italiäner sind von dergleichen lächerlichen Vorurtheilen weit entfernet. Als wahrhaftige Liebhaber der schönen Künste, hüten sie sich diejenigen schwarz zu machen, die sie in Aufnahme bringen. Senesini, Scalsi, Fafarlini werden zu Rom lieb und werth gehalten. Man hält sie nicht nur des Begräbnisses würdig; sondern wenn man so unglücklich ist, daß man ihnen die letzte Ehre erweisen muß, so wird man mit der Betrübniß wegen ihres Verlusts alles dasjenige verbinden, was der Welt anzeigen kan, wie hoch man sie hielt.

Die Italiäner, als Liebhaber des Schauspiels, sind es nicht allein, die auf diese Art denken. Die Engelländer, die sich mit allem Rechte den Ruhm, daß sie richtig denken, erworben, haben uns unsere Barbarey in dem Leichengepränge fürgeworfen, mit dem sie die berühmte Mademoiselle Oldfields la le couvreur von London beerdiget haben, die mitten unter ihren Königen und Generalen begraben lieget. Diese Ehrenbezeigungen, und diese Belohnung sind es, welche den Italiänischen Comödiantinnen Gedanken beibringen, die den unsrigen unbekannt sind. Sie nehmen an aller Ehre der bürgerlichen Gesellschaft Theil. Sie werden durch die Achtung, die man für ihre Geschicklichkeit hat, aufgemuntert, und weil ihre Lebensart nichts bei sich hat, das nicht ein Aufsehen machet, so geben sie sich Mühe, daß sie sich nicht durch zu

hoch getriebene Ausschweifungen verächtlich machen. Unsere französische Comödiantinnen hingegen scheinen sich den Begrif, den wir von ihnen haben, zu Nutz machen zu wollen. Sie bedienen sich des Vorzugs, als Religionlose angesehen zu werden, und weil ihre Kunst sie einmal der Verachtung aussetzet, so werden sie weiter durch keine Grundsätze zurücke gehalten, die ihnen unnütz werden. Ich weiß daß es einige giebt, die ihr Temperament, welches durch eine ehrliebende Gemüthsart unterstützet worden, für dergleichen Abweichungen bewahret hat, und welche des gemeinen Vorurtheils ohngeachtet die Welt gezwungen haben, ihnen ihre Hochachtung zu schenken. Es ist wahr, daß dieser Fall viel leichter sich bei den Comödiantinnen, als bei dem Opernfrauenzimmer ereignet. Diese leztern sehen die Tugend für eine Gegend an, in der es sich nicht anlanden läst.

Niemanden, als uns selber, dürfen wir der schlechten Aufführung halber unserer Comödiantinnen anklagen. Wenn ich iemanden geringe schätze, erniedrige, bis auf nichts heruntersetze, und ihn mit aller Schmach belege, so verlösche ich in ihm allen Saamen der Ehre, ich erstické in seinem Herzen alle Regungen des wahren Ruhmes, und ich lasse keine andere Leidenschaften in ihm als den Eigennutz und die Liebe zum Gewinn.

Die Begierde zu Reichthümern ist für unser Opernfrauenzimmer noch eine verführerische Reizung, als für unsere Comödiantinnen. Diese haben gemeiniglich zu leben. Aber jene, und vornemlich diejenigen, die unter den Chören sind, können sich von ihren Besoldungen nicht Handschuhe und Puder kaufen. Nothwendig müssen sie ihre Küche auf den Beutel eines Liebhabers gründen.

Die Italiänischen Sängerinnen haben einen sehr ansehnlichen Gehalt. Die Faustine hatte in Engelland jährlich auf dreyßig tausend Livres, nach unserer Münze. Weil niemals über 3. bis 4. Weiber bei einer Oper sind, so haben sie allezeit Besoldungen, welche sich über das nöthige erstrecken.

Ich kan ihnen nicht besser den Unterschied der Sitten zwischen unserer Oper und der Italiänischen Schaubühne zeigen, als in einer kurzen Lebensbeschreibung von zweyen oder dreyen unsrer Actricen, die einigen Italiänischen Sängerinnen ihren entgegen gesetzet wird. Ich schmeichle mir, daß ihnen diese Vergleichung gefallen wird. Sie sollen sie mit der ersten Post haben.

Der vierte Brief.

Geschichte der Campoursi.

Von tausend galanten Begebenheiten, die mir der Königl. Pallast anbietet, begnüge ich mich eine oder zwo, die mit den wenigsten Nebenumständen verwickelt sind, zu erwehlen. Ich fange bei der ihnen bekannten Campoursi an. Ihr Vater gab Lection auf der Violine. Das schöne Flekgen der Granier, also nennete man seine Tochter, zog ihm eine grose Anzahl Schüler zu. Unter diesen jungen Leuten war einer, der die Kunst zu gefallen besser verstund, als die andern. Er rührete das Herz der jungen Granier. Der Himmel hatte sie mit einer so grausamen Seele eben nicht begabt. Sie liebte ihren Verehrer allzusehr, als daß sie ihn hätte sollen schmachten lassen. Er war glücklich. Sein Glück wurde durch die Abreise seiner Gebieterin unterbrochen, derer Vater starb. Sie reisete mit ihrer Mutter und einer von ihren Schwestern fort, und wolte unter die Marseillischen Operisten gehen. Die Entfernung hatte das Andenken ihres Liebhabers bald verlöschet. Aber ihr Herz war allzuzärtlich, als daß es hätte ohne Beschäftigung bleiben sollen. Sie fand an einem Acteur Geschmack, der Galaudet hieß,

welcher ein junger Mensch war, und ganz wohl aussahe. Er wurde in kurzen seines günstigen Schicksals gewahr. Er liebte eben so stark, als er geliebet wurde. Geheime Vergnügungen, vollkommener Genuß, alles wurde gegen ihn verschwendet. Aber, wie es mit der Liebe gemeiniglich gehet, daß sie verlöscht, wenn sie nichts mehr zu verlangen hat; so merkte die Granier, daß die Flammen des Galaudet immer schwächer wurden. Sie schmeichelte sich sie durch ein wenig Eifersucht wieder anzufeuren, und wolte ihm einen Nebenbuhler geben. Sie erwehlte einen mit Namen Campoursi, welcher sich durch die Neckereyen seiner neuen Gebieterin rühren ließ, und ihr sie zu heyrathen anbot. Sie willigte um so viel desto leichter darein, weil ihr Liebhaber damals die Oper verließ, und nach Lyon ging. Die Heyrath wurde so bald beschlossen, als vorgetragen.

Die Campoursi, so werde ich sie inskünftige nennen, hatte nicht aus Neigung ihren Ehegatten erwehlet. Daher gab sie ihm auch den dritten Tag nach der Hochzeit den Grafen von Vintimille zum Collegen. Einige Zeit überließ sie sich an einen Liebhaber begnügen. Weil aber Vintimille einige Monate auf seine Güter zu gehen genöthiget war, so vertrat der Herzog von Popoli unglücklicher Weise seine Stelle zu Marseille. Er sahe die Campoursi in der Oper, sie gefiel ihm, die ersten Vorschläge

gescha-

geschahen durch eine Putzmacherin, und sie wurden des Handels vor fünf und zwanzig Louis einig. Der Herzog speisete noch den Abend mit ihr. Er war mit seinem Glücke sowohl zufrieden, daß er noch zwanzig Louis zu denen die er versprochen hatte, hinzu setzte. Er schenkte ihr ein güldenes Petschier, welches er ihr den Tag darauf schickte, und Campoursi zog innerhalb vierzehn Tagen von ihrem neuen Liebhaber zweyhundert Pistolen, theils an Gelde, theils an Kostbarkeiten. Als der Herzog nach Palien gegangen war, kam kurz darauf die Oper nach Aix. Die Compoursi machte sich hier einen neuen Liebhaber mit Namen von Jouques, der so liebenswürdig, als leicht zu betrügen war. Er schmachtete nicht länger, als seine Vorgänger, und von dem andern Tage an, war er Besitzer der allergeheimesten Vortreflichkeiten seiner Gebieterin. Sie hatte eine Schwester bei ihr, die man Toinon nennete. Weil ihre Gegenwart zuweilen beschwerlich war, so beschloß von Jouques ihr einen Liebhaber zu verschaffen, der sie beschäftigen und verhindern solte, daß sie ihm nicht zur Last wäre. Zu diesem Amte erwehlte er einen jungen Parlamentsrath mit Namen Monvallon, der diesen Dienst mit Vergnügen annahm. Die Schwierigkeit war nur Toinon in Freyheit zu sehen. Sie war allezeit bei ihrer Schwester, die sie nicht eher als in den Stunden verließ, darinnen sie bei ihrem Liebhaber war, und alsdenn gab sie dieselbe ih-

rer Mutter zur Verwahrung. Die Ursache dieser verdoppelten Sorgfalt für Toinon bestund in einer vermeynten Jungferschaft, die sie haben solte, und davor man funfzig Louis verlangte. Monvallon war nicht im Stande eine dergleichen Summe zu geben, und doch wolte er ein Mittel finden, sich glücklich zu machen.

Seinen Endzweck zu erreichen ersann er eine artige List. Einsmals als die Campoursi nicht sang, und ihre Schwester mit in die Oper genommen hatte, sagte Monvallon zu von Jouques, du soltest mir wohl einen besondern Gefallen erweisen. Wann du deine Gebieterin an einen Ort führen könntest, wo du ihr eine so angenehme Beschäftigung machtest, daß du sie nöthigtest eine halbe Stunde darmit zuzubringen, so wolte ich diese Zeit zu Ueberkommung der äusersten Gefälligkeiten von Toinon anwenden. Ich verstehe dich, sagte von Jouques ich will der Campoursie fürschlagen, sie solle in ihr Zimmerchen herunter gehen, und ich verspreche es dir, wenn sie es sich gefallen lässet, ihr die Zeit so zu vertreiben, daß sie nicht an ihre Schwester gedenken wird. Dieser Entwurf ging so von statten, wie ihn die Liebhaber entworfen hatten. Die Compoursi bei welcher von Jouques Wunder that, schätzte sich glücklich bei ihm allein zu seyn. Sie bildete sich nicht ein, daß etwas für ihre Schwester zu besorgen wäre, die sie auf dem Schauplatze, gelas-

lassen hatte. Unterdessen beschäftigte sich diese jüngere Schwester so vergnügt als ihre ältere.

Kaum hatte Monvalon geglaubet, daß sein Freund den Argus der Toinon zurück hielt, als er mit ihr aus dem Comödiensaale gegangen war und sich in dem ersten Gäßgen in ein Haus begeben hatte, darinnen er bekannt war, und wo er alle Bequemlichkeiten fand, die er zu dem vorhabenden Unternehmen nöthig hatte. Weil er befürchtete, von Jouques möchte die Campoursi nicht lange gnug zurück halten, so war er zufrieden zu seyn genöthiget, daß er noch nicht in einer völligen halben Stunde der Toinon nur drey Proben seiner Zärtlichkeit ablegen konte, welche der sogenannten Jungferschaft und der verlangten funfzig Louis ohngeachtet, schon mehr darbei gewesen zu seyn schien. Er kam zu rechter Zeit wieder an, so, daß die Campoursi, die sich noch in den Armen des von Jouques befand, der sich übertroffen hatte, keinen Argwohn schöpfen konte. Einige Zeit nach dieser Begebenheit stieß dem von Jouques eine zu, die ihm nicht so angenehm war. Der Herzog von Popoli war aus Italien zurück gekommen. Er ging durch Aix, und wolte die Campoursi sehen. Als er erfahren hatte, daß sie einen förmlichen Liebhaber hatte, ließ er ihr eine geheime Zusammenkunft fürschlagen. Die Dame war ihm allzusehr verbunden, als daß sie

ihm diese Kleinigkeit hätte abschlagen sollen. Es wurde nur bis um neun Uhr des Abends verschoben. Diese Stunde begab sich der Herzog zu ihr. Jouques wuste von allem, was vorging, nicht das geringste. Seine Gebieterin hatte ihm gesagt, sie befände sich nicht wohl, und sie würde zeitig zu Bette gehen. Er hatte es ehrlich geglaubt, und war nach Hause gegangen. Von ohngefehr traf er den Marquis von ** an, der ihn mit Monvalon zur Catalane zum Abendessen führete, in die er verliebt war, und welche mit der Campoursi in einem Hause wohnete. Als zu Ende der Mahlzeit Monvalon von Tische aufgestanden war, ging er einiger Nothwendigkeiten halber in den Hof. Als er vor dem Zimmer der Campoursi vorbei ging, wurde er einer Mannsperson gewahr, die zum Füssen ihres Bettes saß, und die Magd, die eine Kraftsuppe brachte. Voller Verwunderung über den Anblick ging er zur Catalane, und sagte zum von Jouques: ich glaube mein Freund, daß die Dame, die du im Sinne hast, sich besser befinden muß. Denn ich habe eine Mannsperson in einem mit einer güldenen Dresse besetzten Kleide gesehen, der ihr eine Suppe einzunehmen gab. Von Jouques glaubte anfänglich, er scherze. Aber das mit einer güldenen Dresse besetzte Kleid hatte die Catalane aufmerksam gemacht. Ich wette, sagte sie, daß es der Herzog von Popoli ist. Ich weiß nicht fuhr Monvallon fort, ob es ein Herzog, oder

ein Marquis ist. Aber das weiß ich, daß er eben keine melancholische Mine hat.

Von Jouques wolte hinunter gehen, dasjenige zu sehen, worauf die Sache ankam. Man gab ihm zu verstehen, wie toll die Person seyn würde, die er spielen wolle, und daß das beste für ihm wäre, wenn er die Pille verschluckte. Ich will sehen, sagte die Catalane, ob es der Herzog von Popoli ist, und wenn seine Thüre nicht mehr nur angeleget ist, so wollen wir warten, bis er heraus gehet. Wir dürfen nur ohne einiges Geräusch auf den Saal hinunter steigen. Dieser Vorschlag wurde für den vernünftigsten gehalten. Sie bekamen auch kurz darauf Licht in der Sache. Es war zwey Uhr gegen Morgen, und der Herzog welcher warscheinlicher Weise die Helfte der Suppe zu sich genommen, die man der Campoursi gebracht hatte, war der Meynung, er habe seine Kräfte noch nicht alle beisammen, daß er bis zu Tage arbeiten könnte, und ging eine Stunde darauf fort. Die Catalane kannte ihn, Monvalon lachte darüber, und von Jouques wurde wie versteinert.

Als sein bestürztes Ansehen die Stachelreden, die man ihm gab, vermehrete: so sagte er, sie haben Unrecht, wenn sie glauben, daß ich bei dieser Begebenheit so empfindlich bin, als sie sich einbilden. Die Art, auf welche ich mich aufführen werde, wird ihnen den Irrthum beneh-

nehmen. Er hielt Wort. Den Tag darauf war er der erste, der darüber scherzte, und lebte mit seiner Gebieterin, als wenn ganz und gar nichts geschehen wäre. Seine Grundsätze waren, ein ieder müsse das Seinige thun, und eine Mannsperson, die ein Opernfrauenzimmer liebe, müsse wissen, daß solches nicht das Gelübde der Keuschheit thue.

Zwo Tage nach dieser Gelegenheit stieß dem Monvalon fast eine dergleichen zu. Er hatte durch viele Ueberlegung den Kunstgrif, seine Gebieterin insgeheim zu sehen, gefunden. Der Ort, den er darzu erwehlet hatte, war in der That nicht schön. Allein die Liebe machte mit einem Worte, den Geruch davon erträglich. Der Bruder des von Jouques, der Arbaud genennet wurde, ein Officier der Galeeren, der oft zur Campoursi kam, wurde der Wirthschaft der Toinon gewahr.

Er hatte einen sehr schönen Ring, der sie in die Augen stach. Er schlug ihr für, solchen an sie für eine Zusammenkunft zu vertauschen, die sie ihrem Liebhaber zugestund. Nach vielen Tändeleyen wurde der Vorschlag angenommen. Monvalon, den eine gewisse Noth angekommen war, wunderte sich sehr, als er die Thüre am geheimen Gemach zugeschlossen fand, und daselbst ein Geräusch hörete, das er daselbst zu machen gewohnt war. Die Neubegierde veranlas-

anlassete ihn durch das Schlüsselloch zu sehen; Wie gros war nicht seine Bestürzung, als er den von Arbaud mit seiner Gebieterin daselbst sahe, die eben nicht mit unnützen Gesprächen einander die Zeit vertrieben. Er machte ein entsetzliches Lermen an der Thüre. Ey, bei allen Teufeln, sagte er, sie müssen die funfzig Louis bezahlen, Herr von Arbaud. Es soll nicht gesagt werden, daß sie ehrlichem Opernfrauenzimmer umsonst die Jungferschaft rauben. Die Liebhaber wurden genöthiget aufzumachen. Toinon nahm ihre Zuflucht zum Thränen. Von Arbaud schien sich des Zufalles wegen zu schämen. Ho, ho, sagte Monvalon, und wer hat den dem Herrn von Arbaud die Vergnügungen gezeiget, die man an dieser starkriechenden Einsamkeit empfindet? Ich glaubte der einzige zu seyn, dem der Weg dahin bekannt wäre. Weil dem nicht also ist; so trete ich alle meine Rechte ab. Gehet, lebet alle beide in Frieden, wachset, und vermehret euch. Ich werde euch inskünftige nicht mehr stöhren. Er hielt ihnen Wort; Denn er verließ Toinon von dem Augenblicke an.

Einige Zeit darauf ging die Oper nach Marseille zurück, und bei der Ankunft des Vintimille von seinen Gütern, erfuhr Jouques daß er dem alten Liebhaber aufgeopfert werden solte. Er ging fort, und nahm selbst Abschied. Vintimilli söhnete sich mit der Campoursi wieder aus.

Aber

Aber sie blieben nicht lange Zeit beisammen. Er hatte einen Theil von der Aufführung seiner Gebieterin erfahren, und mitleidige Personen trugen Sorge daß ihn auch das übrige nicht unbewust blieb. Sie zankten sich, Vintimille ließ sich mit einer andern ein, und Campoursi reisete zur Oper nach Lyon.

Als sie da ankam traf sie den Galaudet, den Acteur in der Oper an, den sie sonst geliebet hatte. Ihre Flammen entzündeten sich wiederum. Sie konte ihn nicht sehen, ohne zu empfinden, daß er ihr allezeit werth war. Die Abwesenheit hatte auch die Liebe ihres Liebhabers wiederum erreget; sie liebeten einander von neuem. Aber es trug sich mit ihnen einige Zeit nach ihrer Bekanntschaft eine seltsame Scene zu. Sie beklagten sich alle beide, daß die Liebe an sie Früchte verschwendet hätte, davon man die Blüthen in den Tempeln der Cythare pflanzet. Sie klagten einander wegen Verletzung ihrer Gesundheit an. Die Wundärzte, die sich der Sache annahmen, versicherten sie auf das förmlichste, daß ihre Krankheit gewiß wäre. Galaüdet machte ein entsetzliches Lermen. Er gab für, daß allein seine Gebieterin ihn mit dem Kleinode, davon er Besitzer war, beschenket habe. Die Campoursi schwur vor den gesamten Opernfrauenzimmer, bei welchen die Mariette den Vorsitz hatte, daß sie niemanden als ihn gesehen, und daß sie nicht zweifele,

er

er wäre die Ursache von dem schmerzhaften Zustande, darinnen sie sich befände. Weil dieser Proceß nicht beigeleget werden konte, ohne daß die Welt nicht davon Wissenschaft bekommen solte: so verließ die Campoursi Lyon, und suchte in Paris einige Zeit Praxin. Weil sie ganz artig war, so wurde es ihr nicht schwer, solche zu finden. Einige Zeit hatte sie den Grafen von M. auf ihrer Rechnung. Von ihm kam sie zum Grafen von S** F** und seit dem ist sie durch Vorspruch ihrer guten Freundin der Mariette unter die Parisischen Operisten gekommen.

Der fünfte Brief.

Geschichte der Mariette.

Der erste Liebhaber der Mariette war der Graf von Mirand. Sie war Tänzerin bei der Toulousischen Oper, als er in sie verliebt wurde. Bald wurde er geliebet. Er verdiente es auch, wegen seines Ansehens, wegen seines Verstandes, und wegen der Aufführung die er gegen sie bezeigte. Unterdessen setzten ihn diese gute Eigenschaften wider ihre Untreue nicht in Sicherheit.

Die erste, die seine Gebieterin an ihm beging, geschahe

schahe mit einem Albaner, der Marc hieß, und in dem Gefolge des Gesandten von ** mitgekommen war. Er sahe sie, er wurde in sie verliebt. Er war reich, und wohlgestalt. Hatte er wohl noch auser dem etwas nöthig, ein Opernfrauenzimmer zu bewegen? Liebe, du stürztest Troja. Geld, o kostbares Metall, was für Herzen nimmst du ein. Der Graf wurde geopfert; und der Albaner bekam so viel Zusammenkünfte, als er wolte.

Es schien, als ob der Himmel auf ihn die Untreue seiner Gebieterin fallen lassen wolte. Der Gesandte ** wurde in sie verliebt, und nahm es ungeneigt auf, daß ein Edelmann von seinem Gefolge, ihm das Herz eines Frauenzimmers, das er liebte, streitig machen wolte. Der Albaner glaubte nicht, daß die Liebe Behutsamkeit erfordere, und wenn er es geglaubt hätte, so war er allen zu verliebt, als daß er einige hätte anwenden können. Haß und Verdruß bemächtigten sich des Gesandten, er schimpfete, und legte es ihm so nahe, daß der Albaner sich so weit vergaß, daß er Hand an seinen Principal legte. Dieser schwur seinen Untergang. Er beklagte sich bei dem Minister. Der unglückliche Liebhaber der Mariette war genöthiget sich mit der Flucht zu retten; und als er einige Zeit darauf sich mitten im Reiche ohne Geld befand, wo er sich verborgen hielt, so sahe er sich genöthiget Dienste

anzu-

anzunehmen. Als der Gesandte nach ** zurück gegangen war, glaubte Marc, daß er sich wieder dürfe sehen lassen. Er war Soldat, und hatte nicht einen Heller, sich loszukaufen. Zu allem Glücke war sein Hauptmann von Toulouse. Die Mariette, die noch das Andenken der vergangenen Lust rührete, erhielt seinen völligen Abschied. Weil er sich nicht anders helfen konte: so wurde er Tänzer bey der Oper. Sie haben ihn nachdem zu Marseille wieder gesehen, wo die Mariette kurz darauf ankam. Binnen acht Tagen eroberte sie das Herz eines gewissen Bouisson, den sie achtzehn Monate über mehr Thränen zu vergiesen veranlasset hat, als die Schwestern des Phaetons vergossen haben.

Er liebte wahrhaftig, und wurde ganz und gar nicht geliebt. Weil er erstaunend bezahlte, so sahe man ihn als Liebhaber an, dem sie zugehörte. Die Mariette trug Sorge, ihm eine gute Anzahl Substituten zu verschaffen. Der Ritter von Albert Saint Hippolite war der erste. Man behauptet sogar, daß er Herr vom Herze gewesen sey, und daß die andern, so wie Bouisson, blos zu opfern da gewesen wären. Ihre Abreise nach Lyon war für ihren Liebhaber ein Dolchstich. Der arme Mensch konte sich fast in einem Jahre nicht zufrieden geben.

Sie war nicht in einer solchen Betrübniß. In kurzer Zeit nahm sie einen neuen Liebhaber

an. Sie erwehlte Terrasson, einen Rath im Münzgerichte, der dreyßig tausend Pfund Einkünfte zog. Ob er gleich verheyrathet war, so hinderte doch dieses nicht, daß seine Sache bald zu Stande kam. Aber es lief für ihn so unglücklich ab, daß er in zwo Jahren Frau und Kinder sitzen lassen muste, und Banqueroute von mehr als fünfhundert tausend Pfunden machte.

Das Aufsehen, welches diese Ausschweifung gemacht hatte, nöthigte die Mariette nach Paris zu reisen. Sie ist würcklich mit dem Herrn P** von C** der sie eifrigst lieben soll, bei der Oper. Ich glaube es um so viel desto leichter, weil sie viel Verstand mit den listigsten Streichen verbindet.

Der sechste Brief.

Geschichte der zwey Schwestern Gaumini.

Die Geschichte der Mariette wird Ihnen etwas hartes in dem Gemüth zurückgelassen haben. Der zwey Gaumini ihre wird es wieder lindern. Sie kennen die jüngere, welche bei den parisischen Chören singet, und können die ältere zu Rouen und zu Bour-

Bourdeaux gesehen haben. Zu Toulouse ist ihr eine artige Begebenheit zugestossen.

Der Baron von S. war auser der Maas in sie verliebt. Sie bildete sich ein, er liebe sie so sehr, daß er seine Thorheit bis auf eine Heyrath treiben werde. Sie schlug sie dem Baron für, der sich über eine solche Ausschweifung wunderte, und sich nicht enthalten konte ihr dasjenige, was er von einem solchen Vortrage dachte, zu entdecken.

Die Gaumini ließ sich durch den schlechten Fortgang eines ersten Versuches nicht abschrecken. Sie wiederholte sehr oft ihre Bemühungen, und drohete ihm, ihn gänzlich zu verlassen. Der Baron, der sie auserordentlich liebte, unterstund sich nicht mit ihr zu brechen, er dachte darauf, wie er so viel Zeit, als ihm nur möglich wäre, gewinnen möchte. Als er endlich ihrer Beunruhigung müde wurde, so nahm er zu einer Kriegslist seine Zuflucht, die eine der allerlächerlichsten war.

Er hatte einen Agenten, der auf einem seiner Güter bey Toulouse wohnete. Dem trug er an, er solle sich als einen Priester ankleiden, und ihn mit seiner Gebieterin in der Schloßcapelle zusammen trauen. Der Bediente willigte in alles, was sein Herr verlangte. Der Baron, der über das Mittel erfreuet war, das er gefunden hatte seine Gebieterin in Ruhe zu genies-

sen, sagte zu ihr, er wäre entschlossen sie zu heyrathen. Aber, der seinem Hause schuldigen Achtung wegen, müste diese Heyrath verborgen bleiben. Er setzte hinzu, er habe einen Priester auf seine Seite gebracht, der sie auf einem seiner Landgüter zusammen geben würde.

Die Gaumini, die für Freuden ganz auser sich war, wolte den Augenblick abreisen. Es waren nur zwo Meilen von Toulouse bis in das Schloß des Barons. Sie kamen bei Anbruch der Nacht an. Der Agente hatte sich schon verkleidet. Die Liebhaber gingen in die Capelle, und empfingen vom Priester die Einsegnung, worauf sie nach Toulouse zurück kehreten.

Die Gaumini blieb ein Jahr in ihrem Irrthume. Als aber der Baron ihr endlich überdrüßig worden war, so entdeckte er ihr den Stand und den Namen desjenigen, der sie zusammen getrauet hatte. Diese Nachricht machte sie rasend. Sie wolte bei dem Parlamente klagen. Die Freunde des Barons riethen ihm, er solle die Sache nicht ruchtbar werden lassen. Er gab der Gaumini fünfhundert Thaler, und die Heyrath wurde getrennet. Sie ging hernach nach Lyon, wo sie einen Handelsmann um das Seinige brachte. Von dar kam sie nach Marseille. Allein, weil sie keine andere als solche Liebhaber fand, die den Aufwand nicht bestreiten konten den sie machte, ging sie nach Rennes, wo ich glaube, daß sie noch ist.

Ih-

Ihre Schwester, die sie alle Tage in den parisichen Chören sehen, gab ihre Jungferschaft für zwölf Kirschen hin; ich habe es von ihr selbst. Sie war sehr jung. Ein Mensch, der sie unter dem Vorwande, sie mit einem Korb voll Früchte zu beschenken, in ihr Zimmer geführet hatte, bekam von ihr alles, was er nur verlangen konte, und weil er weder Liebhaber noch verschwiegen war, so ließ er einen von seinen Freunden herzukommen, der sich in ein Zimmer darneben verstecket hatte, und welcher so glücklich als er war. Sie bekam hernach viele Liebhaber, unter welchen sie einen Comödianten ganz rasend liebte, der von dem Lac hieß, von dem sie ein Kind bekam. Als sie ihn zu verlassen genöthiget war, ging sie unter die Operisten zu Marseille. Von dar begab sie sich nach Lyon, wo sie sich einige Zeit aufhielt. In der folgenden Zeit fand die Mariette Gelegenheit sie bei den parisischen Chören unterzubringen. Ich hatte ihnen einige Begebenheiten von unserm Theaterfrauenzimmer versprochen. Ich habe diejenigen erwehlet, die am wenigsten bekannt sind. Es wäre vergeblich gewesen, wenn ich sie von der Pelißier, und der Le Grand ihren unterhielte. Sie haben allzuviel Aufsehens gemacht, als daß sie sie nicht wissen solten.

Der siebende Brief.

Geschichte der Angelina.

Ich will sie durch die Erzehlung der Begebenheiten einer italiänischen Comödiantin in den Stand setzen die Sitten beider Schaubühnen mit einander zu vergleichen. Angelina wurde zu Neapolis von überaus armen Eltern geboren. Ihr Vater war Bildhauer in Holze, aber in seiner Profeßion so unerfahren, daß er mit Kummer und Noth seine Frau und Tochter ernähren konte. Ihr gegen über wohnete ein junger Mensch mit Namen Antonio, eines reichen Kaufmanns Sohn. Er sahe oft Angelina, er wurde heftig in sie verliebt, und war so glücklich, daß er ihr nicht gänzlich gleichgültig blieb. So ein groser Unterschied auch zwischen ihnen beiden war: so verlangete er doch von seinem Vater die Erlaubniß Angelina zu heyrathen. Dieses war vergeblich. Dieser Kaufmann, der durch nichts, als die Reizungen der Reichthümer gerühret wurde, erzürnete sich wider seinen Sohn, und verbot ihm schlechterdings seine Gebieterin zu sehen.

Antonio war allzuverliebt, als daß er hätte gehorchen sollen. Er setzte seinen Eifer bei ihr fort. Ihr Vater hatte es gehöret, und glaubte, daß ihn die Abwesenheit wieder zu sich bringen solte. Er schickte ihn nach Spanien, zu einem

einem Kaufmann von seinen Freunden. Der Abschied dieser Liebhaber war zärtlich. Sie vergossen Thränen, sie beklagten sich über das Schicksal, sie thaten tausend Schwüre einander nicht zu vergessen. Aber endlich muste man sich geben. Antonio reisete nach Cadix.

Die von ihm entfernte Angelina tröstete sich in der Hofnung ihn wieder zu sehen. Wie groß war ihre Verzweifelung, als sie hörte, daß das Schif, auf welchen er war, von einem Algierischen Seeräuber gefangen genommen worden wäre. Die Nachricht von der Sclaverey ihres Liebhabers hätte ihr bald das Leben gekostet. Die Thränen waren der einzige Trost, den sie bei ihrem Unglück hatte.

Mitten unter diesen Unruhen sahe sie sich in neue Verwirrungen gestürzt. Ihr Vater, der einer Profeßion müde wurde, die ihm nicht den Lebensunterhalt einbrachte, ging von der Bildhauerkunst ab; und weil er bemerket hatte, daß seine Tochter eine sehr schöne Stimme hatte, so that er sie in die Neapolitanische Oper.

In kurzer Zeit brachte sie es in der Musik und in dem Singen nach dem Geschmack so weit, daß sie bald ansehnliche Besoldungen verdiente. Von Neapolis kam sie in die Oper zu Genua, und erhielt daselbst eine Nachricht, die alles ihr Unglück verdoppelte.

Der Vater des Antonio muste wegen des Verlustes eines Schiffes Banqueroute spielen. Er wurde in den erbärmlichsten Zustand versetzt. Die verliebte Angelina konte die Beschaffenheit, die es mit dem Vater ihres Liebhabers hatte, nicht erfahren, ohne deswegen empfindlich zu seyn. Sie ließ ihm vierzig Pistolen zu Livorno einhändigen, wohin er sich zu retten genöthiget gewesen war, ohne daß er die mitleidige Hand erfahren konte, von der er diese Wohlthat erhielt.

Unterdessen vergaß sie nicht, an einer Vermittelung zu arbeiten, ihren Liebhaber aus der Sclaverey zu ziehen. Sie sparete so sehr als ihr möglich war, und samlete also Geld zu seiner Ranzion. Die Gelegenheit hätte ihr ein Mittel verschaft, so viel Sorge zu verkürzen, wenn sie wie unsere französische Comödiantinnen gedacht hätte. Der Marquis Maßimiani, ein römischer Edelmann, sahe sie in der Genuesischen Oper. Er wurde in sie sterblich verliebt, und that alles was er konte, sie zur Gegenliebe zu bewegen, aber vergeblich. Das Bild des Antonio war allzutief in ihr Herz gegraben, als daß etwas solches daselbst hätte auslöschen können. Er bot ihr tausend Pistolen für den Preis der höchsten Gefälligkeiten. Dieses war die Ranzion ihres Liebhabers. Der Schritt war schlüpfrig. Sie glaubte, sie wäre seiner unwürdig, wenn sie ihm durch ein so schändliches

Mittel

Mittel zur Freyheit hülfe. Sie schlug das Anerbieten des Marquis grosmüthig aus, welcher voller Bestürzung war, daß er seine Gebieterin auf allen Seiten uneinnehmbar fand, und vermuthete, daß ihr Herz schon gefangen wäre. Er bat sie, es aufrichtig zu gestehen. Angelina erzehlte ihm, auf was für Art sie sich mit dem Antonio verbunden habe, und die Maasregeln die sie genommen, ihm zu seiner Freyheit zu helfen. Der Marquis, den die Grosmuth und Tugend eines so gesetzten Frauenzimmers lebhaftig rühreten, zwang sie vierhundert Pistolen anzunehmen, welche noch an dem Gelde mangelten, die sie zur Ranzion ihres Liebhabers gesamlet hatte, die sich auf achthundert belief. An statt ihrer Liebe, schöne Angelina, sagte er zu ihr, schenken sie mir inskünftige ihre Freundschaft. Ihre Aufrichtigkeit, und ihre Beständigkeit machen sie mir werth. Sie sollen mich inskünftige als ihren Bruder betrachten, und sehen, daß ich ihnen nützliche Dienste leisten werde.

Er hielt ihr Wort, und durch sein Ansehen wurde die Sache des Vaters des Antonio zum Theil wieder in guten Stand gesetzet. Angelina übermachte die achthundert Pistolen dem Residenten von Frankreich, der sie dem Consul der Nation zu Algier einhändigen ließ, die Ranzion des Antonio zu bezahlen. Dieser beglückte Liebhaber kam kurz darauf in Genua an.

Seine Gebieterin glaubte, nach dem, was sie gethan hatte, hoffen zu können, daß sich der Vater nicht mehr der Heyrath seines Sohnes widersetzen werde. Der Marquis Maßimiani nahm es über sich an ihn zu schreiben. Der Kaufmann, der diesem Herrn die gröste Verbindlichkeit schuldig war, davon er nicht die Ursache errathen konte, trug nicht einen Augenblick Bedenken in sein Verlangen zu willigen. Die einzige Entfernung seines Sohns, dessen Zurückkunft man ihm nicht gemeldet hatte, schien diese Einwilligung unnütz zu machen. Aber wie gros war seine Freude, als er ihn zu der Zeit bei sich ankommen sahe, da er sich dessen am wenigsten versahe, und als er erfuhr, daß er seine Freyheit seiner Gebieterin zu danken habe! Angelina blieb noch einige Zeit nach ihrer Verheyrathung bei der Oper. Hernach begab sie sich unter die Concertisten des Cardinal Ottoboni, und da sie mit ihrer Aufführung so viel verdienet hatte, daß sie ihren Schwiegervater völlig wieder aufhelfen konte, ging si[e] mit ihm fort.

Diese Geschichte hat etwas so gesetztes, und so tugendhaftes bey sich, daß sie glauben werden, es sey unmöglich, sich durch dieselbe vor die übrigen Italiänischen Comödiantinnen vernünftig einnehmen zu lassen. Ich will solches mit ihnen gestehen. Aber untersuchen sie sie alle, sie werden in ihrer Aufführung niemals zu

weit

weit getriebene Ausschweifungen antreffen. Sie haben die Cossoni zu London gekannt. Sie hatte einen Liebhaber. Solte man darüber nun wohl ohne eine Art von Pedanterey, oder Scheinheiligkeit, viel Wesen machen können? Ein Frauenzimmer kan eine Neigung haben, ohne daß man sie zu verachten berechtiget sey. Es ist kein Mensch, der nur ein wenig Erfahrung in der Welt hat, der nicht von der Wahrheit dieses Satzes überzeuget seyn solte, daß ein Frauenzimmer gesetzter seyn muß, wenn sie nur einen, als wenn sie gar keinen Liebhaber haben soll. Wie sauer wird es ihr werden, ein Vergnügen zu entbehren, das ihr unbekannt ist? Aber wenn sie empfunden hat, wie angenehm es ist, liebenswürdig gehalten zu werden? wenn ihr die Liebe die allerkostbarsten Gunstbezeigungen erwiesen hat, wenn ihr die allerverborgensten Geheimnisse kund gethan worden sind: so behaupte ich, daß sie unendlich viel Tugend besitzen muß, wenn sie der Versuchung diese Vergnügungen zu vermehren, nicht unterliegen soll. Sie wissen die Regel des Bußi: nicht die Liebe stürzet uns, sondern das Verhalten bei der Liebe. Ich will mit dieser Betrachtung schliessen. Es wäre lächerlich, wenn man verlangen wolte, daß die italiänischen Comödiantinnen gesetzter seyn solten, als das übrige Frauenzimmer. Es ist gnug, daß, da sie in solcher Gefahr sind, sie noch so viel Tugend haben. Wenn sie nach Lesung meines Briefes nicht meiner

Meynung sind, so gehen sie die französische und italiänische Bande zu Paris durch. Sie werden daselbst lebendige, und augenscheinliche Beweise finden.

Der achte Brief.

Von dem Charakter der Italiäner.

Es können unter den Italiänern weder Geschichtschreiber noch Philosophen seyn. Wichtige Ausführungen sind bei ihnen verboten. Die Inquisition ist eine Feindin der Metaphysik. Diese Wissenschaft giebt dem Geiste zu viel Freyheit. Die Wahrheit der vergangenen Geschichte darf sich in einem Lande nicht zeigen, wo sie die Handlungen und die Aufführung der Lebenden beständig verdammet. Die Italiäner haben einen einzigen Geschichtschreiber. Noch ist er ein Venetianer. Fra Paolo hat den Augenblick getroffen, da er schreiben durfte, die Republique habe sich mit dem römischen Hofe überworfen.

Sie kennen ihre guten Poeten, den Taß, den Arioste, den Gnarini, den Petrarch. Seit ihnen, hat die Zeit keine Dichter gezeuget, die ihnen gleich, oder nur nahe gekommen wären.

Die

Die Theologen schreiben beständig in Italien, und verursachen niemals Trennungen. Sie machen grose Bände, die sie nicht verstehen, und begehren auch nicht, daß sie andere verstehen sollen. Je mehr eine Sache dunkel und Geheimnißvoll ist, desto ehrwürdiger wird sie bei dem gemeinen Volke. Die grosen geben sich nicht die Mühe sie zu glauben, noch aufzuklären. Ich glaube, daß nach den Holländern kein Volk ist, daß so viel Vernunft habe. Die sechs Monate über, die ich in Rom gewesen bin, habe ich allezeit in der Aufführung dererjenigen, die mit den Geschäften zu thun haben, die vollkommenste Einsicht angetroffen.

In den protestantischen Ländern schreyet man sich mit den Vorwürfen wider den römischen Hof bald die Kehle auf. Der Pabst und die Cardinäle sind gemeiniglich der Gegenstand in den Reden der Reformirten. Ich habe viele, mit denen ich zu Rom in Geselschaft gewesen bin, zu dem Geständnisse gebracht, daß es unbillig wäre. Die Pracht der Cardinäle, von der man so viel redet, hat weit weniger Glanz, und in die Augen fallendes, als die christliche Einfalt eines englischen Bischofs, dessen Einkünfte sehr ansehnlich sind, und welcher den Titel eines Lords führet. Es ist wahr, daß einige Cardinäle welche grose Erbgüter haben, ihren Rang behaupten. Allein, heist es nicht etwas abgeschmacktes fordern, wenn man viele

Söh-

Söhne aus hohen Häusern, die mit dem Purpur bekleidet sind, zu der Lebensart eines Jansenistischen Dorfpriesters, oder eines Lutherischen Predigers zwingen will, welcher aus keiner andern Ursache so sehr schreyet, als weil er eines solchen Glücks nicht geniessen kan?

Seitdem die Inquisition zu Rom ist eingeführet worden, zweifle ich, daß sie einen Fremden hat in Verhaft nehmen lassen. Wenn jemand ist, der wegen eines Vorfalles unter ihre Gerichtsbarkeit fället, so begnüget sie sich ihm aufzulegen, aus Italien zu gehen. Es ist leicht die Wahrheit der Begebenheiten, die ich vortrage, zu unterstützen. Viele Franzosen und Engelländer sind in Rom gewesen, und haben sich nicht mehr gezwungen, als sonst; es ist ihnen unmöglich. Sie haben niemals gehöret, daß jemand, es sey auch wer es wolle, sich beklagt habe, daß man ihn in Verhaft gebracht hat. Darvon sind viele Reformirten nicht Ursache gewesen. Sie reden zu Rom so frey, als zu London. Aber die Italiäner beobachten solches nicht, und wenn sie nicht Engelländer sähen, welche recht mit Fleis reden, und in den Kirchen den Rücken zukehren, wenn man die Messe lieset, so glaube ich, sie würden nicht wissen, ob es Reformirte giebt.

Bei den Protestanten ist es nicht so. Es scheinet, als ob der Begrif von dem römischen Hofe ein Gift sey, das sie wütend mache. Einige

nige Priester überlassen sich dieser Raserey, und treiben sie aufs äuserste. Ich weiß nicht, ob sie iemals ein Buch gelesen haben, das Herr Jurieu gemacht hat, welches den Titel führet. Die Erfüllung der Weissagungen, oder die nahe Befreyung der Kirche, ein Werk, in welchem dargethan wird, daß das Pabstthum das Antichristische Reich ist, daß dieses Reich nicht weit von seinem Untergange entfernet ist, daß die gegenwärtige Verfolgung in drey und einem halben Jahre aufhören kan, worauf die Stürzung des Antichrists anfangen, welche in dem Anfange des nächsten Jahrhunderts ihre Endschaft erreichen wird. Das Buch bestehet in zwey Theilen, in Duodez. Der Verfasser hat darinnen nach seiner Art die ganze Offenbarung erkläret, und die Wahrheit seiner Meynung nach der Schärfe darzuthun, vorgegeben. Ich begreife nicht, wie ein Mann der Verstand hatte, denn man kan ihm solchen nicht absprechen, auf dergleichen Erscheinungen hat fallen können. Das wunderbarste ist, daß er feste glaubte, GOtt habe den König Wilhelm deswegen geboren werden lassen, daß er seine wichtige Absichten ausführen, und Frankreichs Verfolger zu Grunde richten solle. Er bildete sich ein, saget der Verfasser des Baylischen Lebens, daß er selber bei der Sache mit Handanlegen müsse, und nachdem er eine ganze Nacht geträumet hatte, bildete er sich ein, eine Art von einer Brücke gefunden zu haben, daß er in Frankreich so viel Sol-

daten ausschiffen lassen konte, als er wolte, denen Soldaten zum Possen, die ihn an der Seite seyn würden.

Unterdessen haben diese Schriften, so lächerlich sie vor den Augen eines Philosophen sind, mehr Reformirte überredet, als die berühmten Werke des Priester Clauberts, die voller Nachdruck und Gelehrsamkeit sind. Das Volk will mit Chimären angelocket seyn. Bei dem Anfange der Trauung der Protestanten, unterhielt man es mit gleichen Possen. Ich habe zu Worms ein Buch von Luthern gelesen. Der Pabst ist vornen in seiner bischöflichen Kleidung abgemahlt. Er hat grose Esels-Ohren, und einen Haufen Teufel bei ihm, die ihm die päbstliche Crone aufsetzen. Das Volk ist es nicht allein gewesen, bei welchem dergleichen Thorheiten einigen Eindruck gemacht haben. Es giebt gelehrte Leute, welche sie als eine Würkung der göttlichen Offenbarung angesehen haben. Hier sehen sie die Ausdrücke, derer sich Sleidan bedienet: Histoire de l' etat de la religion et Republique sous Charles Quint par Jean Sleidan, liv. 16. pag. 104. Luther ließ, wie es scheinet, blos zum Lachen ein Gemählde machen, welches dem ohngeachtet alles, was geschehen solte, vorher sagte. Der Pabst in seiner Kleidung reitet eine trächtige Sau, welche grose Zitzen hat, welche er mit seinen Sporen sticht. Unterdessen giebt er denen den Segen, die ihm ohngefähr begegnen; in der linken hält

er

er noch ganz warmen menschlichen Unflath. Die Saue, die den Geruch davon empfindet, hebet den Rüssel zu ihrer Beute auf. Er aber spottet ihrer, nimmt den Unflath zurück, und spricht, du must leiden, daß ich auf dir reite, und dir die Sporen gebe, du magst wollen oder nicht. Es ist schon lange, daß du mir mit dem Concilio den Kopf warm machest, daß du mich mit desto gröserer Freyheit in die Rede bringen kanst. Da hast du das verlangte Concilium. Durch diese Saue zeigte er Deutschland an. Viele Papisten tadelten die Spötterehen, als etwas unanständiges und schändliches an ihm. Aber er hatte seine Ursachen, die ihn darzu veranlasseten, und vernünftige Leute glaubten, daß er weiter sehe. Denn man findet sogar in seinen Büchern viele Weissagungen wichtiger Dinge, die bereits erfüllet sind.

Sie sehen, daß diese Arten von Bildern als etwas sehr wesentliches bey dem Streite angesehen wurden, auf den die Sache ankam. Groser GOtt, was hätte man gesagt, wenn Herr von Meaux dergleichen Pasquille vorn an seine Aenderungen gesetzt hätte? Wenn die Theologen, welche vor zwey hundert Jahren in der Religion Zwistigkeiten gemacht haben, ietzo wieder aufstünden; so würden sie sich wundern, wenn sie sehen solten, wie weit geschickte Leute, die nach ihnen gekommen sind, eine Materie getrieben haben, die sie nur mittelmäsig verstun-

den. Calvin und Beze, würden sehr glücklich seyn, wenn sie bey dem Moulin, und bey dem Herrn Claude als Brüder Läyen-Dienste thun könten. Ich glaube nicht, daß die catholischen Gottesgelehrten von der Unterredung zu Poißi, bei dem Herrn Nicol, und Arnold und dem Herrn von Meaux viel gegolten haben würden.

Der neunte Brief.

Von den Spaniern.

Die gute Philosophie ist in Spanien unbekannt. Es ist kein Land in Europa, wo das Denken, und das dem Denken gemäse Thun ausdrücklicher verboten ist. Dem Galiläus kam es theuer zu stehen, daß er eine Entdeckung kund gethan hatte, die die Wahrheit bestätiget hat. Mit einem Worte, dieser Philosophe wurde in dem spätesten Alter eingesperret, daß er einen Satz bewiesen hatte, den die Unwissenheit der Münche nicht billigte. In Spanien wäre es noch ärger gewesen. Die Italiäner schreiben nicht, aber sie denken dasjenige, was die andern schreiben. Weil sie durch die Inquisition in Zwang gesetzet werden; so begnügen sie sich ihr Gemüth mit den Werken anderer Nationen zu unterhalten. Die Spanier

nier schreiben und denken nicht. Ihre philosophischen Bücher sind Häufungen falscher, und riesenmäsiger Begriffe, die sie aus den unverständlichen Werken des Aristotels und seiner Schüler geschöpfet haben, welche die Mönche ihnen zu lesen erlauben. Der Fleis, den man bei ihnen auf die Philosophie wendet, nutzet zu weiter nichts, als die Finsterniß und das Chaos ihrer Einbildung zu vermehren.

Ihre Büchersammlungen bestehen aus nichts, als aus Gottesgelehrten, Romanen und Dichtern. Sie haben einige grose Schriftsteller. Aber so viel Fähigkeit ihnen auch die Natur gegeben hat, so haben sie sich doch nicht gänzlich von der Art der Nation los machen können. Die Eroberung von Mexica ist ihnen bekannt. Diese Geschichte ist ein Stück, welches mit dem, was uns das Alterthum von den vollkommensten hinterlassen hat, verglichen werden kan. Zum Unglück ist der Verfasser in die Erzehlung einer Menge von Wundern gefallen, die würdig sind von einem Peter Servite, oder einem Mathuriner aufgezeichnet zu werden.

Miguel von Cervantes ist der einzige Spanier, dessen Werke nicht mit vielen geistlichen Dingen vermischt sind. Doch ist er nicht gänzlich von dem Fehler seiner Nation frey, und so ein groser Mann er war, so hat er doch diese Klippe in der Geschichte des Algierischen Sclaven

ven nicht vermeiden können. Er läst seine Gebieterin viele Unterredungen mit der lesa Maria halten, la Madona kömmt alle Nachte, u. efiehlet ihm nach Spanien zu gehen, und der Knoten dieser Zwischenfabel, eine der beweglichsten im ganzen Buche, gründet sich auf nichts, als ein Wunder. Ein Schriftsteller mag so viel Naturell haben als er will, er kan niemals die Vorurtheile der Erziehung gänzlich überwinden. Ein ieder Mensch, der die Sitten der Völker kennet, wird unterscheiden, von welcher Nation ein Schriftsteller, er mag in einer Sprache schreiben, in was für einer er will. Ich habe niemals englische Bücher gelesen, darinnen nicht etwas wider die Franzosen stünde; niemals italiänische, darinnen nicht thörichte Begriffe wären; niemals spanische, die nicht mit Wundern vollgestopft wären; und niemals französische, wo der Verfasser sich nicht in der Vorrede lobe. Die Andacht der Spanischen Schriftsteller erstrecket sich bis auf ihre Schaubühne. Die Jungfrau, die Apostel, der heilige Hieronymus, der heilige Chrysostomus, die allererhabensten Geheimnisse der Religion sind der Innhalt vieler von ihren Comödien nicht, als ob viele Dichter, und unter andern Don Lopez de Vega, ein fürtreflicher Comödienschreiber, nicht weltliche Stücke gemacht habe. Aber sie gefallen nur den grosen, und einigen Leuten von gutem Geschmacke. Das Volck siehet lieber zwey Heilige

ge auf der Schaubühne, als den Achilles, und den Agamemnon.

Ein ieder, der in Spanien lesen, und seinen Namen schreiben kan, ist überaus besorgt seine Nase mit einer sehr grosen Brille zu zieren, und solte er weit weniger sehen, als wenn er keine trüge. Er muß sich entschliessen sich für einen Unwissenden halten zu lassen, oder die Mode mitmachen.

Man sagt, dieses Land wäre das Land der Artigkeit. Ich sehe es als das Gegentheil an. Kan man dieses eine Artigkeit nennen, wenn man die ganze Nacht unter einem Fenster auf einer verdemmten Cyther klimpert, wenn man acht bis zehn Messen höret, damit man seiner Gebieterin, wenn man aus der Kirchen gehet, das Weihwasser reichen könne, wenn man sich bei vielen Schielen auf dem Spaziergange zwo hundert Schritt weit davon den Husten und Schnupfen zuziehet? Diejenigen, die also gesprochen, haben die Liebe der Spanier nirgends anders als in zu Paris gemachten Romanen, kennen lernen.

Das Ceremoniel ist eine von denjenigen Sachen, welche diese Nation mit der grösten Schärfe in Acht nimmt. Und solten die wichtigsten Angelegenheiten in Gefahr gerathen, so darf die Ceremonienordnung nicht Abbruch leiden. Die Titel sind hier in so grosem Ueberflusse,

daß ein Mensch, wenn er die Menge der Taufnamen darzu nähme, einen ganzen Band mit ihrer blosen Anführung voll machen könte.

Ich schicke ihnen zur Lust die Aufschrift der Zueignung von der Geschichte der Regierung Augustus des II. die der Abt von Parthenay dem Spanischen Gesandten gewidmet hatte.

Der zehende Brief.

Von den Niederländern.

Der vierte Theil der Einwohner in Brüssel werden Monseigneur genennet. Es giebt mehr Excellenzen in dieser Stadt, als zu Rom Bischöfe in partibus sind. In Flandern ist alles Freyherr, Graf, Marquis. Die Deutschen sind nach dem Vorurtheile wegen des Adels, in Vergleichung der Niederländer Bürger. So bald ein Mensch in Holland aufwacht, so träget er grose Sorge zu sich selber zu sagen, daß er ein Edelmann ist, den übrigen Theil des Tages läst er solches niemanden unbewust seyn, und der ihm zu nahe kömt, muß es erfahren, er mag wollen oder nicht. Die Brüsselischen Herren sind in einer entsetzlichen Bestürzung, wenn sie die Gegenwart der

Erzherzogin verhindert mit sechsen in der Stadt spatzieren zu fahren. Ihre sechzehn Quartiere leiden Schaden, wenn sie nur von zween gezogen werden.

Die Mahlerkunst ist hier in einem erbärmlichen Zustande. Von der Schule des Rubens, und des van Dyck ist nichts mehr übrig, als einige Gemählde in den Kirchen, und in den Cabinetten der Liebhaber. Die in den Niederlanden heut zu Tage hin und her zerstreueten Mahler sind wahrhaftige Schmierer.

Es ist einer zu Brüssel, der vollkommen nachmahlet. Aber was ist das in Vergleichung der grosen Männer, die in diesem Lande gelebet haben?

Eine französische Comödie vom Bande ziehet in den grosen Städten herum? Ich habe sie den Rhadamisten des Crebillon zerstümmeln sehen? Rousseau ist hier. Man hat hier von ihm eben die Gedanken, die man zu Paris hat. Man schätzet seine Ausgabe von Seleurre hoch; man lieset nicht seine lezten Werke.

Der eilfte Brief.

Von den Deutschen.

Ein iedes Buch in Deutschland, das nicht in drey Bänden in Folio ist, wird wie unsere Hefte von zwo oder drey Bogen Druck in Paris angesehen.

Ein deutscher Schriftsteller, dessen Materie nicht weitläuftig ist, wird nicht viel über sechs bis sieben Bände voll machen, wenn er keinen Ausleger, oder Glossator hat. Aber wenn sich ein Ausleger die Mühe nimmt, ihn zu erklären, so machen die Anmerkungen, daß das Buch bis auf den zwölften Band anwächst. Zuweilen geschiehet es, daß man über den Ausleger neue Erläuterungen heraus giebt. Alsdenn macht ein Schriftsteller eine Bibliothek aus. Sie werden mich fragen, was denn in diesen Folianten stehe? Sunt verba, et voces, praetereaque nihil.

Ich sage dieses nicht, als ob sie nicht die Augen auf das theatrum vitae humanae in zehn entsetzlichen Bänden geworfen hätten. Sie werden darinnen vielweniger gutes antreffen, als auf einem einzigen Blatte des Dictionaire vom Bayle.

Doch

Doch giebt es grose Leute in Deutschland. Sie haben die Abhandlung des Grotius de iure belli et pacis gelesen. Grotius ist in Holland geboren, aber er hat dieses Werk in Deutschland geschrieben. Das Ius naturae et gentium von dem Freyherrn von Puffendorf, der ein Deutscher war, giebt ihm nichts nach, und man schätzet mit Rechte seine Einleitung in die allgemeine Historie hoch. Diese zwo Werke haben nichts von dem entsetzlichen Chaos der Gelehrten in us bei sich. Die Poesie ist nicht für die Deutschen gemacht. Pegasus allein kan sie begeistern. Die Musen fliehen eine so harte Sprache. Carl der fünfte sagte, daß wenn er mit Gott reden wolte, solches spanisch seyn würde; mit seiner Liebhaberin italiänisch; mit seinen Freunden französisch; mit seinen Pferden deutsch. Ihre Lust- und Trauerspiele sind so schlecht, daß sie sich nicht die Mühe nehmen, sie vorstellen zu sehen. Es giebt an allen deutschen Höfen französische Banden. Die schönen Wissenschaften werden in diesem Lande geliebt und getrieben, und obgleich keine berühmte Mahler noch Bildhauer da sind; so werden doch die Fremden, welche darinnen etwas thun, vollkommen wohl aufgenommen. Die Musik, und vornemlich die Italiänische, wird daselbst sehr geliebet. Das ist der Geschmack von ganz Europa. Doch verachtet man nicht daselbst die Unsrigen, und die Deutschen lassen sich nicht leicht durch vorgefaste Meynungen hinreissen.

Sie sind frey, ehrliche Leute, tapfere Soldaten, voller Redlichkeit und Aufrichtigkeit, sind unvermögend sich für eine Nation mehr einnehmen zu lassen, als für die andere. Ob wir gleich mit einander Krieg führen: so muß sich dem ohngeachtet die Wahrheit in dem Munde eines Franzosen befinden, der sich eine Ehre daraus machet, sie zu lieben.

Der zwölfte Brief.

Von den Türken.

Tausend Leute in Frankreich sehen die Türken als eine barbarische Nation an, welcher der Himmel nur die allergemeinsten und gröbsten Begriffe mitgetheilet habe. Man lässet dieses Vorurtheil fahren, wenn man nur den geringsten Umgang mit ihnen gehabt hat. Wenn ich mit ihnen von den Türken rede, so ist es von den Levantinern, oder den Unterthanen des Sultans. Ich begreife nicht die Menge von Dieben und Strasenräubern darunter, den Haufen und Auswurf aller Nationen, der sich an der africanischen Küste niedergelassen hat.

Die sechs oder sieben Monate über, die ich

in Constantinopel gewesen bin, habe ich mit unendlicher Sorgfalt die Sitten und Gebräuche der Einwohner untersuchet. Ich habe bei allen Muselmännern viel Vernunft, rechtschaffenes Wesen und Aufrichtigkeit angetroffen. Die in Frankreich so häufigen Banqueroute sind in der Levante fast unbekannt. Die Ehrlichkeit ist hier statt des Notarius. Man weiß daselbst von Sicherheits- und Gewährungsvergleichen nichts. Die verwahrlichen Niederlagen geschehen daselbst auf Treu und Glauben, oder aufs Höchste unter einer Privatbescheinigung. Es wäre abgeschmackt, wenn man glaubte, daß hier niemals ein Betrug vorginge. Die Türken sind Menschen, und der Menschheit unterworfen; aber in dem Puncte der Ehrlichkeit halte ich sie für gewissenhafter als andere Nationen. Wir sehen sie als Leute an, denen die Wissenschaften unbekannt sind. Auch dieses geschiehet mit wenig Grunde. Sie lernen kein Griechisch und Latein. Diese Sprachen sind ihnen nichts nütze. Aber es giebt öffentliche Schulen, wo sie Arabisch und Persisch lernen. Ihre besten Schriftsteller haben in diesen Sprachen geschrieben, und diese sind die einzigen, die ihnen nothwendig werden. Bei den Türken sind, wie bei uns, nur zwo Arten von Personen, die sich auf das Studiren legen, die Geistlichen und die Rechtsgelehrten, welches mit unsern Theologen und Juristen auf eines hinaus kömt. Es wäre für sie so unnütz, den heil. Augustin,

den heil. Thomas, Cujac und Bartole, als den Unsrigen die Auslegungen des Alcorans, die Sammlung der Fetfa, der Mufti und die Verordnungen des Sultans zu verstehen.

Sie haben einige ziemlich gute Geschichtschreiber unter ihnen, aber in sehr geringer Zahl. Die Philosophen mangeln ihnen nicht. Der meiste Theil sind Araber, Perser, schlecht, dunkel, weitläuftig, aber doch vernünftiger, reiner, verständlicher und unvermögender, den Verstand zu verrücken, als Scot, und die andern tiefsinnigen Schullehrer. Lesen sie den Avicenne, und Averroes, sie werden nichts darinnen finden, das dem lächerlichen a parte rei, oder a parte mentis gleich käme.

Was würde ein Türke sagen, wenn nach zehn Jahren Fleis, sein Lehrmeister ihm den Kopf mit nichts als seltsamen Worten von der forma substantiali, von einem Beweise in Baroco, von einer Schlußrede in Baralipton angefüllet hätte. Er würde von uns vielleicht noch nicht so vortheilhaftig urtheilen, als wir von ihm denken. Die Dichtkunst ist bei diesen Völkern nicht unbekant. Sie haben viele Poeten. Die Wahrheit zu sagen, diese Verfasser haben ein wenig hitziges Gehirn, ihre verblümte Redensarten und ihre Bilder, sind entsetzlich hoch getrieben. Doch ist in ihren Werken viel schönes und gutes.

Ich

Ich kenne einen jungen türkischen Poeten, mit Namen Achmet Chelebi, der sehr gut italiänisch sprach. Er hat mir eine recht besondere Sache entdeckt, und welche der Frau Dacier, in ihren Untersuchungen über den Homer ungemeine Dienste gethan hätte. Da wir oft von den Gaben redeten, welche die Dichtkunst verlanget, sagte er mir, die persische und arabische Sprache wären zu den türkischen Versen unumgänglich nothwendig, und zwar wegen der Menge der Wörter, und Umschreibungen, die man von fremden Sprachen entlehnen müste, der türkischen mehr Nachdruk, und zugleich mehr Anmuth zu geben. Wie, sagte ich zu ihm! Ihr mischet Worte und Ausdrückungen aus vielen Sprachen in eure Gedichte! So, sagte er zu mir, müssen alle Werke, die vor die Gelehrten gehören, geschrieben werden. Diese Sprache heisset Turc farsi. Man redet es nirgends, als in dem Serail, und bei den Gelehrten. Das Arabische dienet darzu, daß es desto mehr Nachdruck, und das Persische, daß es desto mehr Zärtlichkeit giebet, und die Vermischung dieser dreyen Sprachen machet die eine nur desto vollkommener. Die Wahrheit zu sagen, es giebt viele Bücher, die in einer einzigen Sprache geschrieben sind. Dergleichen sind vornemlich die Geschichtschreiber, welche von einem jeden verstanden werden sollen. Aber, was die Dichter betrift, vornemlich die guten, so bedienen sie sich des Türkischen, des Arabischen und

des

des Persischen, nachdem sie befinden, daß es sich zu ihren Werken schicket.

Das, was mir Achmet Chelebi sagte, kam mir so seltsam für, daß ich mit dem Grafen von Villon, einem Vetter des Marquis von Bonac davon sprach, welcher vollkommen das Türkische verstund. Er sagte mir eben dieses. Der Noir und Fournetis, zwey Dragomans des Gesandten bestärkten mich in dieser Meynung.

Ich hatte nachgehends meine Gedanken, und glaubte, daß der Herr von Fontenelle mit einer Art der Unbilligkeit, den Homer, wenn er viele Dialecte in seiner Iliade brauchet, einem Menschen vergleichet, der ein Gedichte im Picardischen, im Champanischen, im Languedockischen, und im Bretanischen verfertigen wolte. Diese Spracharten haben unter einander nicht das Verhältniß, das die verschiedenen Dialecte der Griechen hatten. Ja, es ist wahrscheinlich, daß es bei den Griechen, wie bei den Türken war, daß sich nemlich ihre Gelehrten das schöne, welches sie in den verschiedenen Spracharten fanden, zu Nutz machten. Auch sehen wir, daß Pindar zuweilen zwo verschiedene in seinen Oden gebraucht habe. Ich stelle diese Betrachtung nicht deswegen an, als ob ich den Herrn von Fontenelle verdammen wolle. So grose Leute, als er, verdienen, daß man mit seinem Urtheil an sich halte, so viel Recht man auch zu haben glaube. Und wenn das, was

ich

ich sage, noch mehr Schein hätte, so würde mich das Ansehen eines so fürtreflichen, und grosen Geistes, an der Richtigkeit meiner Meynung zu zweifeln veranlassen.

Die Türken sind schlechte Musikverständige, oder es besser zu sagen, sie sind ganz und gar keine: Sie spielen auf der Cyther, auf der grossen Trommel, und dem Paukgen einige Arien, die sie nach dem Schlendrian lernen, wie unsere Bucklichte und unsere Blinden auf der Violine und Leyer spielen. Ich habe türkische Comödien zu Constantinopel gesehen. Die Banden, die vor den Mannspersonen spielen, haben keine Weiber, und in denen, die sie vor dem Frauenzimmer aufführen, sind keine Mannspersonen. Diese Comödianten haben keinen Saal; man lässet sie in die Häuser der Privatpersonen holen, die sie sehen wollen. Die Stücke die sie aufführen, sind unstudirte Einfälle, so wie die meisten unserer Auftritte von unserer alten italiänischen Schaubühne. Hier haben sie den Innhalt eines Stückes, das ich bei den Moscovitischen Gesandten habe spielen sehen.

Ein Vater reiset von Constantinopel, und will nach Alep gehen. Er empfiehlet seinem Sohne eine Georgische Sclavin, die er gekauft hatte, und in die er verliebt war. Sein Sohn wird selbst bei den Reizungen der Gebieterin seines Vaters empfindlich. Er kan nicht umhin

hin es ihr zu entdecken. Sie höret ihn, und fängt ihrer Seits auch an ihn zu lieben. Der Sohn fasset den Anschlag sie zu entführen, und nach Adrinopel zu gehen. Zu der Zeit kömt der Vater an, und macht alle ihre Veranstaltungen rückgängig. Der Sohn fällt in eine entsetzliche Melancholey. Weil der Vater besorge, sein Sohn möge sterben, so erkundiget er sich nach der Ursache seiner Traurigkeit, giebt er ihm seine Gebieterin, die er ihm aufopfert.

Sie sehen, daß nichts ausschweifendes in dieser Materie ist. Es ist wahr, daß das Stücke drey Jahr dauret, an statt der Regel von vier und zwanzig Stunden, daß der Wohlstand eben so schlecht darinnen in Acht genommen worden, und daß der Ausdruck so unfläthig ist, daß kein Soldate auf der Wache seyn wird, der sich nicht an gewissen Auftritten ärgern solte.

Die Comödianten, welche die Rollen der Frauenzimmer spielen, sind junge Leute, die ganz artig aussehen. Ich habe bei der Frau des Canzlers von Frankreich, die Madame Belin hieß, eine Bande türkischer Comödiantinnen gesehen. Wir waren unser fünf oder sechs, die man heimlich hatte hinein kommen lassen. Eine Bande ist mir so schlecht fürgekommen als die andere. Der Mannspersonen ihre schien mir doch noch erträglicher.

Der dreyzehende Brief.

Von der Religion der Türken.

Ich hatte eben so viel Verlangen von der Religion der Türken Nachricht einzuziehen, als von ihrer Art zu denken in demjenigen, was die Wissenschaften anbelanget. Achmeth Chelbi war nicht im Stande mir diese Nachricht zu ertheilen. Er war ein so schlechter Türke, als viel französische Poeten schlechte Catholicken sind. Ich wuste, daß er mir nichts als neue Zweifel, in Ansehung des entsetzlich lächerlichen, das wir mit dem Muselmännischen Glauben verbinden, an die Hand geben würde. Ich verlangte einen Menschen, der von seiner Religion überzeugt wäre, und sie aufrichtig vertheidigen wolte. Ich machte mir ein Vergnügen daraus, wenn ich sehen konte, ob man den Haufen von Ausschweifungen, die in dem Alcoran ausgestreuet sind, zu entschuldigen vermögend wäre. Ein jüdischer Arzt lernte mich einen Effendi mit Namen Osman kennen, einen grosen türkischen Gottesgelehrten, und der vollkommen italiänisch sprach.

Ich that anfänglich viele Fragen an ihm. Die erste betraf die Art, auf welche Mahomet

seine Religion ausgebreitet hatte, nemlich die Gewaltthätigkeiten, und die Strasenräubereyen, die er ausgeübet hatte, sie einzuführen. Höre, sagte er zu mir, du hast das Vorurtheil, darinnen alle deine Landsleute stecken. Unser Prophet hat sich zu diesen Ausschweifungen blos deswegen entschlossen, weil er durch den Allmächtigen hierzu ist gezwungen worden, welcher ihn ein Volk zu strafen nöthigte, dessen Bosheiten das Maaß erreichet hatten. Siehe in die Bibel, welches ein in deiner Religion heiliges Buch ist. Du wirst finden, daß GOtt den Juden befahl, niederzuhauen, und bis auf die Säuglinge gewisse Nationen auszurotten, die seinen Zorn verdienet hatten. Warum lobest du denn und billigest an einigen dasienige, was du an den andern tadelst? Ehe du eine Handlung verdammest, must du die Bewegungsgründe darzu betrachten. Ausserdem hatte Mahomet Recht, das Cherifat von Mexica wieder wegzunehmen, das seine Voreltern viele Zeugungen durch besessen hatten, und weil ihm in diesem Unternehmen viele benachbarte Fürsten zu hindern gesucht hatten, so brauchte er Repressalien. Wenn du den Mahomet, als einen Gesandten GOttes betrachten willt, so kanst du ihm nicht ein Laster daraus machen, daß er gehorsam gewesen ist, so wie die Häupter des iüdischen Volcks ehemals auch thaten. Wilt du ihn als einen Fürsten ansehen, warum verdammest du das an ihm, was du am Alexander,

der, am Julius Cäsar, und an einem Theile der Monarchen der Welt lobest.

Unser Prophet hat niemals wegen seiner Religion iemanden zum Tode verdammet. Er hat es bewenden lassen denen eine Abgabe aufzulegen, die das Gesetz nicht annehmen wollten. Gehe alle Religionen durch, du wirst sie mitten in der Kayserlichen Stadt, mit so viel Ruhe, als in den Ländern deines Fürsten erlaubet und üben sehen.

Ich komme, fuhr Osmann Effendi fort, auf die Vielheit der Weiber, und auf die Freyheit die wir haben, viele Beyschläferinnen zu halten. Dieser Grundsatz, den ihr Christen verdammet, ist so alt als die Welt. Heyrathete nicht kurtz nach der Erschaffung der Erde, das heist, so bald einige Weiber mehr waren, als Mannspersonen, Lamech zwey Weiber? Unterdessen wurde er von GOtt, einer solchen Aufführung wegen, nicht gestraft. Nahm Jacob nicht zu gleicher Zeit zwey Schwestern zu Weibern; und hatte er über dieses nicht Beyschläferinnen? Hatte David der Prophete nicht viel Weiber; und machte er sich in den letzten Tagen seines Lebens, die zur Busse bestimmt waren, ein Gewissen, sich eine junge Schönheit auszusuchen? Salomon, der weiseste unter den Königen, der von GOtt begeistert wurde, wurde deswegen, weil er eine unendliche Zahl von Kebsweibern

hatte, nicht von ihm verlassen, sondern weil er aus Gefälligkeit gegen sie abgöttisch wurde, welches ihm ebenfalls wiederfahren wäre, wenn er nur eine gehabt, und sie in einem solchen Grade geliebet hätte, daß er in seiner Gefälligkeit bis auf diesen entsetzlichen Abweg gekommen wäre. Erwege, wie viel nüzlicher unsere Gewohnheit der Gesellschaft ist, als der Christen ihre. Wenn eine Frau bey dir unfruchtbar ist, so wird ihr Mann dem Staate unnütze. Er wird wegen der Fehler seiner Gattin gestraft und auf ewig des süssen Vaternahmens beraubet. Daher kommen die schlechten Haushaltungen, und das so weit getriebene liederliche Leben, in welches sich deine Religionsverwandten stürzen, und welches du mit Unrecht den Muselmännern vorrückest, denen das göttliche Gesetze, das ihnen ihr groser Prophete gegeben hat, nach einem vernünftigen Grundsatze die Vielheit der Weiber erlaubet, welche die Natur uns anzurathen scheinet. Du wunderst dich zur Unzeit über die Ergötzungen dieses Paradieses. Der Spott, den du damit treibest, giebt der Sache keinen Ausschlag; du müstest denn verlangen, daß Scherzreden anstatt der Gründe dienen sollen. Ich will dich, fuhr Osmann fort, durch deine eigne Vorurtheile überzeugen. Du glaubest, daß du einmal eben diesen deinen Cörper wieder bekommen wirst, und daß du in dem Paradiese eben so wirst, wie du würcklich in der Welt bist. Wann du nun

glaubest, daß der Geruch, das Gesicht, der Geschmack, das Gefühl dem Menschen wieder gegeben werden sollen, wie denn dieses geschehen muß, wenn sie ihren Cörper vollkommen haben sollen: Was für Schwierigkeit, oder vielmehr was für Schande findest du denn an den angenehmen Ergötzungen, welche uns Mahomet verspricht? Als GOtt Adam und Eva in dem Stande der Unschuld erschuf, hätten sie denn nicht, wenn wir voraussetzen, daß sie beständig darinnen geblieben wären, die Reizungen der Liebe, ihre Entzückungen, ihre Seufzer, den Genuß der uns im Himmel erwartet nicht geschmecket? Alles dieses würde ihnen nicht schändlich fürgekommen seyn. Doch wären sie in einem so reinen, und so heiligen Stande gewesen als derjenige seyn wird, darinnen sich die Gerechten befinden werden. Wenn es eine Niederträchtigkeit wäre, so unschuldige Neigungen als der Liebe ihre zu befriedigen, so müste solches auch in Ansehung der Ergötzungen der andern Sinne statt haben. Nun geschiehet dieses nicht, weil die Engel im Paradiese essen. Auch wird in der Bibel gesagt, daß das Manna, welches der Allmächtige in der Wüsten den herumirrenden Jüden zu Gefallen regnen ließ, die Kost der Engel wäre.

So schwach als diese Gründe waren, so wunderte ich mich doch daß sie einen Schein der Vernunft hatten. Ich hatte mir nicht eingebildet,

bildet, daß man dergleichen ungereimten Dingen eine Farbe geben könne. Seine Entschuldigung wegen der Vielweiberey, war nicht dasienige das mich befremdete. Ich hatte über ihre Unfruchtbarkeit eben die Gedanken gehabt; und es giebt wenig Leute, denen sie nicht eingefallen seyn solten. Was aber das lächerliche des mahometanischen Paradieses betrift: so wuste ich gar nicht, was er mir sagen könnte. Nihil est tam absurdum, quod disputando non fiat probabile.

Ich machete mir die Rechnung, daß diese Unterredung zu nichts weiter dienen würde, als mir die Versicherung zu verschaffen, ob die Türken einen Begrif von ihrer Religion hätten, der das lächerliche davon bemänteln könnte. Sie brachte in mir eine Betrachtung zuwege, zu der ich viele von meinen protestantischen und arminischen Freunden veranlasset habe. Meine Herren, habe ich zu ihnen gesagt, sie nehmen nichts als die Schrift an, und erklären sie nach ihrem Kopfe. Die Türken thun auch also. Sie nehmen den Beweiß daraus, daß die Engel im Paradiese essen. Ich bin eines nicht mehr verbunden als das andere zu glauben. Sie werden erlauben, daß ich mich im Zweifel auf den Origenes, den Tertullian, die ersten Väter der Kirchen berufe. Sie hatten die Jünger des Meßias gesehen, oder es fehlete zum wenigsten nicht viel. Sie haben zu viel Aufrichtigkeit,

als

als daß sie mir nicht gestehen solten, sie müsten nähere Wissenschaft gehabt haben, als die, welche zwölf, bis funfzehnhundert Jahr hernach gekommen sind.

Der vierzehende Brief.

Von den Holländern.

Hier ist das Land der Vernunft, und der Freyheit; die erste von diesen Eigenschaften, ziehet die andere nothwendig nach sich. Ein Mensch in Holland ist blos den Gesetzen unterworfen. Sie allein sind es, die er fürchtet, und die er hoch hält. Er erkennet bey seiner Freyheit in alle dem, was nicht wider den Staat läuft, keinen andern Herrn als die Tugend, und seine Pflicht. Man solte glauben, daß es in Holland zwo Nationen giebt, das gemeine Volk, und die Bürger. Der Character der einen, ist von der andern ihren so weit entfernet, als der Franzosen ihrer es von der Portugiesen ist. Die Bürger sind gesprächig, artig, dienstfertig, und zu allem schlimmen Verfahren unvermögend. Der Pöbel ist daselbst unbescheiden, und im höchsten Grad trotzig. Es ist schwer sie zu einer Aenderung zu bringen. Man kan Gesetze geben, welche be-

fehlen dem Staate zu dienen, Abgaben zu erlegen. Aber man macht keine, die die Höflichkeit betreffen, und alles, was nicht die Kraft eines Gesetzes hat, verbindet die Holländer in nichts. Eine Art der Freyheit, welche in den Republiquen nothwendig seyn muß, ist zum Theil die Ursache von dem Trotze des Volks. Ein Herr von den Generalstaaten, dessen Carosse auf dem Wege einem Bauerwagen begegnet, muß so gut ausweichen, als der Knecht. Beyde müssen die Helfte der Mühe über sich nehmen. Seine Bedienten lassen es wohl bleiben, daß sie dem Fuhrmann grob begegnen, oder gar schlagen solten. Er ist ein Bürger der Republic. Er erkennet keine Obrigkeit, auser wenn er in ihren Diensten stehet. Auserdem ist ein ieder gleich.

Aus dieser Freyheit entstehet die Neigung zu Partheylichkeiten. Ein ieder Holländer siehet die Republic als eine gütige Mutter an, derer Freyheiten er erhalten solle. Diese Empfindungen sind so tief in die Herzen gegraben, daß sie nichts darinnen auslöschen kan. Der Unterschied der Religion, der sonst überall so schädlich ist, verursachet hier nicht die geringste Unordnung. Des Staates seine ist die protestantische; aber an statt daß sie den andern Zwang anthun solte, schaft sie ihnen Sicherheit und Ruhe.

Aus diesem Haufen Religionen entstehet eine Menge groser Leute, und berühmter Schriftsteller. Die Freyheit die sie haben, ihren Gedanken freyen Lauf zu lassen, giebet ihnen für den übrigen Gelehrten, einen ansehnlichen Vorzug.

Holland scheinet das Vaterland der Philosophen zu seyn. Weil sie frey von dem Joch sind, dem man an andern Orten die Vernunft unterwirft, so stehet es bei ihnen, solche zu brauchen.

Der weisen Einrichtung dieses Landes, hat Europa die Werke der grösten Männer zu danken. Ohne dieser so wohl angebrachten Freyheit, würde die Helfte der Baylischen Werke nicht an das Licht gekommen seyn. Eine Menge Mönche hätte den Druck verhindert, oder der Verfasser hätte bei dem ihm angethanen Zwange vielleicht niemals an die Verfertigung seiner Bücher gedacht.

Die Handlung ist die Beschäftigung eines guten Theils der Holländer. Weil bei ihnen wenig anderer Adel ist, als derienige, den Tugend und Verdienste geben, so siehet man hier wenige von den vornehmen Müßiggängern, derer Verrichtung nichts thun, und öfters Hunger leiden ist. Ein Handelsmann glaubt hier nicht daß sein Stand schlecht ist,

und

und wie wolte er der Meynung seyn, weil er alle Tage, wenn er aus seinem Magazin gehet, ganz Europa in Bewegung zu setzen vermögend ist! Es ist mancher Kaufmann zu Rotterdamm und zu Amsterdam, auf dessen Stimme die Entscheidung des Krieges oder des Friedens ankömmet.

Man läst sich in diesem Lande weder vor, noch wider eine Nation einnehmen. Der Verstand, die Wissenschaft, die Verdienste sind den Holländern überall lieb, wo sie solche finden. Ich habe sie von unsern letzten Kriegen reden hören. Sie verschweigen ihre Vortheile nicht; aber sie verbergen auch nicht ihren Verlust. Viele, mit denen ich zu thun gehabt habe, liesen unsern ietzigen Ministern Recht wiederfahren. Sie lobten die Verwaltung der Geschäfte, die man insgeheim zu halten wuste. Sie gestunden, daß diejenigen, welche am Ruder des Regiments sitzen, solches vollkommen führeten, und ich habe bei ihnen hundert mal mehr Aufrichtigkeit als bei Franzosen gefunden, die ich darüber erbärmliche Reden habe halten hören.

Der Herzog von Richelieu ist einige Zeit in Holland gewesen. Man sagt hier eben das von ihm, was man zu Paris sagt. Liebenswürdig, artig, voller Einsicht, alle Herzen einnehmend, und recht darzu geboren, daß man ihn liebe; so stellen ihn alle diejenigen für, die mit

mir von ihm gesprochen haben. Alle haben eine Sprache geführet. Man ist glücklich, man mag in einem Stande seyn, in was für einen man will, wenn man in ganz Europa einen solchen Namen haben kan.

Viele Personen haben mich gefraget, ob bei uns noch andere Herren von dem Character wären? Ich habe ihnen geantwortet, daß ich einige kenne, die eben die Lobsprüche verdieneten. Sie sehen wohl, daß dieses auf den Herrn Herzog von Vaujour, und auf den Herrn Grafen von Aren fället. Ob ich gleich nicht die Ehre habe, den letzten zu kennen, so fürchtete ich doch nicht zu sagen, daß er zu gefallen geboren wäre. Die Stimme des Volks ist GOttes Stimme. Er hat eine allzudurchgängige Hochachtung, als daß ich bei seinem Lobe zu lügen befürchten solte.

Während meines Aufenthalts im Haag bin ich bei einem sehr schönen Concert gewesen, welches der berühmte Francisco Lopez von Litz, ein portugiesischer Jude giebet, der unsägliche Reichthümer besitzet. Diese Zusammenkunft geschiehet bei ihm alle Dienstage auf einem wegen der Vergüldung und Auszierung prächtigen Saale. Ein ieder ehrbarer Mann kan hingehen. Man kan versichert seyn, daß man da wohl aufgenommen wird. Die Erfrischungen und die Confituren werden im Ueberfluß ausgegeben. Man saget, daß sich der Aufwand dieses Concerts auf mehr als achzig tausend

send Pfund nach unserer Münze, jährlich beläuft. Ich kan es leicht glauben. Ich habe bei keinen regierenden Fürsten so etwas prächtiges gesehen.

Mit dieser reichen Privatperson habe eine artige Unterredung von dem Opernfrauenzimmer gehabt. Er muß sie besser als jemand kennen. Sie haben ihm gnug gekostet. Es ist in Wahrheit ein sehr wackerer, und in diesem Lande durchgängig beliebter Mann. Nachdem er zwo Stunden bei mir gewesen war, bezeigte er unendlich viel Ungeduld mich zu kennen. So verdrüßlich als ich gewesen bin, daß ich ihm kein Gnüge habe thun können, so habe ich doch den festen Vorsatz den ich gefast hatte, mich in Holland nicht zu erkennen zu geben, nicht brechen wollen.

Ich werde ihnen auf das eheste meine metaphysischen Zweifel schicken. Ich werde sie vollends in Stand setzen, an das Tagelicht zu kommen. Ich werde einen kleinen lateinischen Aufsatz unter dem Titel: superstitionis arcana reuelata mit anhängen.

ENDE.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Argens, Jean-Baptiste de Boyer d', 1704-1771

Merkwürdige Lebens-Beschreibung des Herrn Marquis von Argens nebst dessen Briefen über verschiedene Materien ; aus dem Französischen übersetzt

Frankfurt ; Leipzig 1749

Bamberg, Staatsbibliothek -- Bg.o.14
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11425502-4
VD18 11702451-003